Ausgabe Zürich

Nr. 73 Januar 2009 | 7. Jahrgang

ensuite

kulturmagazin

Inland-Dichter

Oder die falsche Natürlichkeit Seite 4

Seemannsgarn

Schweiz-irische Strickware Seite 15

Religiös und philosophisch

Konvertiert zum Teeismus Seite 24

Santulan® VEDA
Music for Balance

Festival Music

25 Jahre Jubiläum

Konzert
Shri Balaji També
& seine Musikgruppe
Weitere Konzerte in Deutschland

Tel. +49 - 89 - 98 37 73

Zürich
Freitag, 16.1.2009 · 19.30 Uhr
Gartensaal des Kongresshauses
Claridenstrasse 5 (Haupteingang)
INFO Tel. 044 - 463 54 26
VVK Migros-City, Tel. 044 - 221 16 71
Abendkasse ab 18.30 Uhr

Aarau
Donnerstag, 15.1.2009 · 20.00 Uhr
Kultur & Kongresshaus Aarau, Schlossplatz
INFO UND VVK Careland Apotheke,
City Märt, Aarau, Tel. 062 - 822 37 77
www.careland.ch

www.santulan-veda.de

Weihnachtsausstellung

13.12. 2008 – 18.01.2009

«Im full of Byars»
James Lee Byars – Eine Hommage
bis 1.2.2009

Intermezzo
Die Sammlung in Bewegung
bis 1.2.2009

Ego Documents
Das Autobiografische in der Gegenwartskunst
bis 15.2.2009

Wilfrid Moser
Wegzeichen
6.3. – 14.6.2009

Tracey Emin
20 Years
19.3. – 21.6.2009

Kunstmuseum Bern
Hodlerstrasse 8 – 12 | CH-3000 Bern 7
T +41 31 328 09 44 | www.kunstmuseumbern.ch
Öffnungszeiten: Di 10h – 21h | Mi – So 10h – 17h

CREDIT SUISSE
Partner des Kunstmuseums Bern

Musée
Museum
Neuhaus
Biel-Bienne

www.mn-bienne.ch
www.mn-biel.ch

m'n
musée · museum neuhaus

Titelseite und Bild links:
Die «Rocky Horror Show» spielt im Theater 11 in Zürich vom 13. Januar - 2. Februar.

Impressum

Herausgeber: Verein WE ARE, Bern **Redaktion:** Lukas Vogelsang (vl); Anna Vershinova (av) // Robert Alther, Jasmin Amsler, Peter J. Betts (pjb), Simon Chen, Luca D'Alessandro (ld), Sonja Gasser, Sabine Gysi, Isabelle Haklar, Bettina Hersberger, Till Hillbrecht (th), Sonja Hugentobler-Zurflüh (sh), Hannes Liechti (hl), Andy Limacher (al), Irina Mahlstein, Monique Meyer (mm), Eva Pfirter (ep), Tatjana Rüegsegger, Barbara Roelli, Rebecca Panian, Monika Schäfer (ms), Anne-Sophie Scholl (ass), Christoph Simon, Kristina Soldati (kso), Tabea Steiner (ts), Antonio Suárez Varela (asv), Willy Vogelsang, Simone Wahli (sw), Konrad Weber, Sonja Wenger (sjw), Gabriela Wild (gw), Katja Zellweger, Ueli Zingg **Cartoon:** Bruno Fauser, Bern; Telefon 031 312 64 76 **Kulturagenda: kulturagenda.ch;** ensuite - kulturmagazin, allevents, Biel; Abteilung für Kulturelles Biel, Abteilung für Kulturelles Thun, interwerk gmbh. **Korrektorat:** Lukas Ramseyer, Monique Meyer

Abonnemente: 77 Franken für ein Jahr / 11 Ausgaben, inkl. artensuite (Kunstbeilage) **Abodienst:** 031 318 60 50

ensuite – kulturmagazin erscheint monatlich. **Auflage:** 20'000 **Gesamtauflage** 30'000 (Bern und Zürich)

Anzeigenverkauf: inserate@ensuite.ch **Layout:** interwerk gmbh: Lukas Vogelsang **Produktion & Druckvorstufe:** interwerk gmbh, Bern **Druck:** Fischer AG für Data und Print **Vertrieb:** Gratisauflage / ALIVE Medien AG, 044 272 79 00 und Abonnemente **Web:** interwerk gmbh

Hinweise für redaktionelle Themen (nicht Agendaeinträge!) erwünscht bis zum **11. des Vormonates.** Über die Publikation entscheidet die Redaktion. Bildmaterial digital oder im Original senden. Wir senden kein Material zurück. **Es besteht keine Publikationspflicht.**

Agendahinweise bis spätestens am 18. des Vormonates über unsere Webseiten eingeben. **Redaktionsschluss der Ausgabe ist jeweils am 18. des Vormonates.** *(siehe www.kulturagenda.ch)*

Die Redaktion **ensuite - kulturmagazin** ist politisch, wirtschaftlich und ethisch unabhängig und selbständig. Die Texte repräsentieren die Meinungen der Autoren/innen, nicht jene der Redaktion.

Copyrights für alle Informationen und Bilder liegen beim Verein WE ARE in Bern und der edition ■ ensuite.

Redaktionsadresse:

ensuite – kulturmagazin
Sandrainstrasse 3
CH-3007 Bern
Telefon 031 318 6050
E-Mail: **redaktion@ensuite.ch**

www.ensuite.ch

EDITORIAL IM JANUAR

■ Das letzte Jahr wurde mit einem wunderschönen Schuhwurf beendet. Vieles von dem Blödsinn, den wir bisher geglaubt haben, ist Vergangenheit – neue Illusionen braucht das Land -, und seien es nur neue Schuhe. Dafür feiern wir schliesslich jedes Jahr Silvester.

Das neue Jahr bringt auch für ensuite ganz neue Ideen und Freundschaften mit sich: Wir haben jetzt einen eigenen E-Mail-Newsletter - weil so viel Material, wie wir erhalten, einfach nicht in einem Monatsmagazin verarbeitet werden kann und weil wir mit unseren Experimenten sehr gute Erfahrungen gemacht haben. Infos dazu gibt es auf unserer Webseite. Apropos: Eine neue Webseite haben wir deswegen jetzt auch – aber das war eh schon lange fällig.

Für mich das wichtigste und schönste Geschenk aus dem letzten Chaos-Jahr ist aber die Unterstützung und der Dialog mit der Stadt Bern, Abteilung Kulturelles. Damit wurde die fünfjährige Kompliziertheit mit dem ehemaligen Kultursekretär an den Nagel gehängt und gezeigt, wie einfach eine Zusammenarbeit sein kann. Dafür möchte ich Veronica Schaller im Speziellen danken. Es macht Mut, motiviert und ist aufbauend, so zu arbeiten. Dabei möchte ich nicht vergessen, unserem Berner Stadtpräsidenten, Alexander Tschäppät, ebenfalls zu danken. Ohne seine Mitunterstützung und seine willentliche Unterschrift geschähe nämlich gar nichts.

Viele Erfolgsversprechen also für das neue Jahr. Ein kleiner Wehrmutstropfen ist da allerdings: Wir haben die Abopreise anpassen müssen und hoffen, dass unsere AbonnentInnen sich weiterhin solidarisch zeigen, mit uns mithalten und neue davon nicht abgeschreckt werden. Ich glaube, es ist ein absolut fairer Preis für das, was man erhält - schliesslich ist ensuite in den letzten Jahren überproportional zu den Kosten gewachsen. Und damit starten wir bereits in das verflixte siebente Produktionsjahr!

Lukas Vogelsang
Chefredaktor

INHALT

BÜHNE
wo liegen die wurzeln des zürcher poetry slam? **9 |** blanker rocky horror **10 |** tanz der gegenwart folge VI **11**

CINÉMA
weltsicht **26 |** bereiste reise **26 |** bolt **27 |** slumdog millionaire **28 |** tandoori love **29**

KULTUR & GESELLSCHAFT
...fürs täglich brot **22 |** tratschundlaber **29 |** senioren im web **30 |** kuba - teil 2 **30 |** schwerlasttransport **|** lichtresten **33 |** insomnia **33 |** von oben kommt **36 |** von menschen und medien / fauser cartoon **37**

LIFESTYLE
40 ans sonia rykiel **8 |** modernes teedesign **23 |** mehr als beutelkultur **24 |** patentierte rezepte nach ochsner und co. **38**

LITERATUR
«ich glaube fest an die mündlichkeit der literatur» **4 |** der erste schweizer buchpreis **7 |** bachmann/celan, cameron, gellhorn **34 |** buchempfehlungen zur agenda 2009 **35 |** filosofenecke **35**

MUSIK
ein stück irland in der schweiz **15 |** «die zeit ist vergleichbar mit den mühlen aus cervantes' don quixote» **18 |** impulsiver jahresstart mit shri balaji també **21**

KULTURAGENDA
kulturagenda bern **39**

Mit Dank für die finanzielle Unterstützung:

KulturStadtBern

Erziehungsdirektion des Kantons Bern

AUTOR IM GESPRÄCH

«ich glaube fest an die mündlichkeit der literatur»

Interview: Antonio Suárez Varela Bild: zVg.

■ Pedro Lenz ist einer der schweizweit bekanntesten Mundartdichter. Zurzeit arbeitet er an einem Romanprojekt mit dem Arbeitstitel «Inland». 2008 erhielt er den Kulturpreis der Stadt Bern. Im Interview mit ensuite - kulturmagazin spricht der Berner über die Sprache, die Schweizer Literaturszene, literarische Vorbilder, seine Arbeitsweise und seinen ungewöhnlichen Werdegang.

ensuite - kulturmagazin: Das Jahr 2008 war für dich sehr erfolgreich. Du bist mit dem Kulturpreis der Stadt Bern ausgezeichnet worden und hast als einziger Schweizer Autor in Klagenfurt am Wettlesen des Ingeborg-Bachmann-Preises teilgenommen. Was waren für dich die Highlights 2008?

Pedro Lenz: Für mich war der Literaturpreis der Stadt Bern schon wichtiger als die Nomination in Österreich, weil mir ein Preis nicht für einen Roman, sondern für die vielen Texte verliehen worden ist, die ich geschrieben habe. Mein Highlight war das Kurzstück, das ich für das Stadttheater geschrieben habe, ein Monolog für eine Frau, die von Heidi Maria Glössner verkörpert wurde. Das Stadttheater hat ein Autorenprojekt realisiert, für das es dreizehn Autorinnen und Autoren requiriert hat, um ein kurzes Stück von zwanzig bis dreissig Minuten zu schreiben. Ich habe einen Monolog auf Mundart geschrieben. Zuerst hiess es, dies ginge nicht auf Mundart, denn die Texte waren für das Berliner Heft «Theater der Zeit» bestimmt. Ich aber habe darauf bestanden, denn dieses Stück musste auf Mundart sein. Das haben sie schliesslich akzeptiert und auch so abgedruckt.

Und welche Erinnerungen verknüpfst du mit der Einladung an den Ingeborg-Bachmann-Literaturpreis?

Zuerst war ich überrascht, dass ich überhaupt eingeladen wurde. Sieben Jurymitglieder laden je zwei Autoren ein. Ich wurde von einem Jurymitglied aus der Schweiz eingeladen. Ich wusste von Autorenkollegen, dass diese Veranstaltung in ein Abschlachten ausarten kann. Ich hatte wegen des Fernsehformats zuerst Bedenken. Ich wusste nicht, ob ich mir das antun wollte. Doch ich dachte mir, dass ich jetzt alt genug bin, um damit umgehen zu können. Ich habe ein Textfragment aus einem Roman eingegeben [Titel: «Inland». A.d.R.], den ich in Klagenfurt las. Der kam aber bei der Jury nicht gut an. Vom Publikum und von Autorenkollegen erhielt ich positive Rückmeldungen, so dass ich trotzdem glücklich nach Hause gehen konnte. Um den Preis konnte ich leider nicht mehr mitkämpfen.

Ist diese Veranstaltung ein Club elitärer Literaturkritiker, die Literatur aus der Provinz nicht zu schätzen wissen?

Ich schrieb einen sehr mündlichen Text und hatte das Gefühl, dass die Jury nicht bereit war, sich damit ernsthaft auseinander zu setzen. Ich möchte ihr keinen Vorwurf machen. Vermutlich passte der Text einfach nicht in diesen Kontext. Doch es ist die Art von Literatur, die ich mache. Ich konnte mich nicht verbiegen und einen Text extra für Klagenfurt schreiben. Es handelte sich um einen Monolog einer Figur, die psychisch krank ist. Ausgehend von diesem Text, hätte man sich mit der Mündlichkeit in der Literatur auseinandersetzen müssen, eines meiner Hauptthemen. Es geht um die Frage, wie man mündliche Sprache in Literatur umsetzen kann, damit es so wirkt, als ob sie noch mündlich wäre. Dies wurde in Klagenfurt nicht goutiert.

Der Text stammt aus dem Eröffnungskapitel deines noch unveröffentlichten Romans «Inland».

Es handelt sich um eine Figur, die aus ihrer Jugend in der Provinz erzählt. Während sie das tut, macht sie immer wieder Rückblenden. Ich befasse mich mit der Idee, wie die Erinnerung funktioniert. Ihr fallen immer wieder Erinnerungen ein, die sich wie im Kreis immer wieder überschneiden und am Schluss ein Ganzes bilden. Es wird quasi ein ganzes Leben in kleinen Episoden erzählt. Erst im Verlauf der Lektüre erfährt man über den eigentlichen Antrieb dieses Erzählens.

Weshalb bevorzugst du für deine gesprochenen Texte so oft die Monologform?

Der Monolog ist eine sehr dankbare Form für Einzellesungen, denn er erlaubt mir, aus der Sicht der jeweiligen Figur zu sprechen. Dies bedingt natürlich, dass man sich in diese Figur hineinversetzt, doch es wirkt dann sehr unmittelbar in der Mündlichkeit, denn die erzählende Instanz fällt weg.

Du sprichst in deinen Texten vom Alltäglichen, von ganz normalen Leuten, die ganz normalen Berufen nachgehen. Trotzdem möchtest du nicht als Arbeiterliterat bezeichnet werden. Warum?

Ich möchte es so ausdrücken: Das, was ich mache, ist hochartifiziell. Es ist keine Arbeiterliteratur im klassischen Sinn, wie beispielsweise der soziale Realismus. Die Idee ist die, dass es wirken soll, als ob es sich um einen transkribierten Text handle. Es gibt Leute, die sagen: «Genau so spricht mein Grossvater». Doch der Prozess, um dorthin zu gelangen, also auf eine hochkünstliche Art Authentizität herzustellen, ist ein sehr künstlicher. Ich montiere die Sprache regelrecht, rhythmisiere sie. Daraus entsteht so etwas wie eine falsche Natürlichkeit.

Wie gehst du vor, wenn du Rhythmus in den gesprochenen Text bringen willst?

Zuallererst gehe ich davon aus, dass jede Sprache einen Rhythmus besitzt. Ich war 2005 sechs Monate in Schottland. Zuerst verstand ich das

schottische Englisch nicht, obwohl ich Englisch verstehe. Dann merkte ich, dass es stets eine Frage des Rhythmus ist. Die Schotten haben zwar eine andere Betonung, doch das Hauptproblem bestand darin, dass sie über eine eigene Rhythmik und Sprachmelodie verfügen. Ich suche die Sprachmelodie in meiner Mundart. Dabei verfahre ich intuitiv. Doch beim Schreiben lese ich jeweils laut vor, um herauszufinden, ob ich die Sprachmelodie hinkriege. Daraus ergibt sich das Tempo meist von selbst, denn ich eliminiere alles, worüber ich beim Lesen stolpere. Ich forme den Text auch mit den Zeilenumbrüchen so, dass ich immer gleich vier bis fünf Sätze aufsagen kann, bevor ich wieder Luft holen muss.

Du bist ein künstlerischer Allrounder. Du bist Kolumnist, Slam-Poet, Romancier und Mundartdichter. Wie bringst du all diese Tätigkeiten unter einen Hut? Hast du bei über 300 Auftritten im Jahr noch Zeit für die Musse?

Im Moment kaum. Doch während Autorenkollegen den Vormittag oder Abend damit verbringen, ein Bohèmeleben zu führen, bin ich meist am Arbeiten. So kommt bei mir automatisch mehr heraus am Ende des Tages. Wenn ich täglich drei Seiten schreibe, was nicht sehr viel ist, dann habe ich Ende Jahr tausend Seiten. Das heisst, dass ich sehr oft am Arbeiten bin. Das Herumreisen zu den Lesungen gehört für mich zur Freizeit. Die freien Abende, an denen man nichts macht, vermisse ich gar nicht. Ich hatte davon schon genug in meinem Leben. Das ständige Schreiben ist für mich zum Lebensinhalt geworden.

Führst du also kein Bohèmeleben?

Nein, eigentlich nicht. Ich geniesse es natürlich schon intensiv, wenn ich an einem Ort auftrete. Denn obschon die Lesung vielleicht bloss eine halbe Stunde dauert, so verbringe ich letztlich trotzdem vier bis fünf Stunden unterwegs mit anderen Künstlern. Ich bin ja auch in einer Autorengruppe. Mein Bohèmeleben findet meist im Zug oder auf der Heimfahrt von einer Lesung statt. Es ist nicht so, dass ich um elf Uhr Vormittags aufstehe und dann langsam in den Tag hineinschlittere. Normalerweise sitze ich recht diszipliniert am Morgen um acht oder halb neun an meinem Bürotisch und schreibe.

Ist es aber nicht so, dass man Zeit und Musse für die Inspiration braucht?

Darauf wurde ich oft angesprochen. Viele Leute glauben, die Inspiration käme vom Nichtstun. Bei mir kommt die Inspiration oft während des Schreibens und bei der Auseinandersetzung mit dem Text. Bei einer Kolumne habe ich einen Abgabetermin. Daher wäre es schlecht, wenn ich wegen eines Schreibstaus ein leeres Blatt abgeben müsste. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass mit mir etwas geschieht, sobald ich anfange zu schreiben. Manchmal muss ich zuerst mit etwas anderem beginnen und mich nicht zu sehr auf die Kolumne fixieren. Sobald ich anfange zu schreiben, löst das bei mir einen Prozess aus, der mich zu Inspirationen führt.

Du machst sehr viele Dinge parallel. Wenn du auswählen müsstest, welche deiner Tätigkeiten findest du als Literat am spannendsten?

Ich kann das so nicht beantworten. Alles gehört für mich sehr eng zusammen. Die Kolumne ist eine Schreibform, die ich seit Jahren pflege, denn es war eine der ersten Möglichkeiten, mit Literatur Geld zu verdienen. Und ich spreche nicht von den Blabla-Kolumnen irgendwelcher Prominenten, von denen es heutzutage immer mehr gibt. Ich begreife die Kolumne als literarischen Artikel. Das war für mich sozusagen eine erste Liebe. Mich interessieren ausserdem die Bühnenliteratur, das Theater, das Hörspiel und Radiogeschichten. Ich glaube sehr fest an die Mündlichkeit in der Literatur. Gerade in einer Zeit, in der immer weniger gelesen wird, ist es wichtig, die Leute mit mehr Oralität zu erreichen. Ich habe gemerkt, dass ich mit Mündlichkeit an Leute herankomme, die mit Literatur nichts am Hut haben. Ich finde es interessant, Literatur zu machen, die sowohl dem literarisch Interessierten einen neuen Zugang eröffnet als auch dem literarisch Unerfahrenen. Es gibt viel Literatur, zu der der Zugang erschwert ist. Ich möchte einerseits die Zugangsschwelle möglichst tief halten, andererseits auch Finessen ausarbeiten, die der Kenner schätzen kann.

Wie gehst du vor, wenn du einen gesprochenen Text fürs Publikum schreibst?

Zuerst versuche ich herauszufinden, wie die Leute im Alltag oder in der Beiz sprechen. Dabei stelle ich fest, dass die Leute oft in Schlaufen sprechen, besonders ältere Menschen. Meist erzählen sie von sehr vielen verschiedenen Dingen, bevor sie auf den Punkt kommen. Diese Art des Sprechens versuche ich nachzubilden. Ein Beispiel: Ich sah einmal einen Hauswart, wie er ein Kind massregelte. Und während er dies tat, fing er plötzlich damit an, von seinen persönlichen Problemen zu sprechen. Ich merkte sofort, dass dies eine gute Ausgangssituation ist. Ich schrieb dann einen Text von einem Mann, der kleinen Kindern Märchen erzählen sollte. Während des Erzählens aber schweift er von der Prinzessin ab zu einem Rundumschlag gegen den heutigen Prominentenadel. Plötzlich erinnert er sich an seine Freundin, die ihn verlassen hat und wie weh ihm das tut. Und das alles erzählt er den Kindern. Die Figur verlässt also die eingeschlagene Erzählebene und fängt plötzlich an, über persönliche Dinge zu erzählen. Und das verleiht der tragischen Geschichte eine gewisse Komik. Für mich stehen Humor und Tragik immer sehr nahe beieinander. Ich mache nie Humor um der Pointe willen, sondern weil er ein gutes Schmiermittel ist, um Tragisches zu erzählen.

Sprechen wir von deinen literarischen Vorbildern. Vermutlich liege ich nicht falsch, wenn die in Spanien zu finden sind...

Ich habe lange Spanisch studiert, das Studium aber nie abgeschlossen. Für mich war die spanische oder lateinamerikanische Literatur wie eine andere Welt. Ich habe dort auf verschiedenen Ebenen Vorbilder gefunden. Sei es zum Beispiel Josep Plà, ein Chronist der Provinz, der alltägliche kleine Reisen und Fusswanderungen in Literatur umwandelt, sei es ein Francisco Umbral, der ein meisterhafter Zeitungsschriftsteller war, von dem ich viel übers Kolumnenschreiben gelernt habe, aber auch ältere Autoren wie César González Ruano, der ein bedeutender Kolumnist in den 1930er- und 1940er-Jahren war. Und im Bereich der Romanliteratur war vor allem Juan Marsé wichtig. Auch in der deutschsprachigen Literatur hatte ich meine Vorbilder: Peter Bichsel zum Beispiel ermöglichte mir als noch ungebildeter Maurer den Zugang zur Literatur. Dann habe ich mich quer durch die literarische Landschaft gelesen. Bei den spanischen Autoren ist es so, dass ich die nächtelang lesen kann, um mich dann am nächsten Tag an den Schreibtisch zu setzen, ohne gleich deren Stil zu kopieren, weil ich ja auf Deutsch schreibe. Das hat sich bewährt.

Deine Sprachentwicklung war eher ungewöhnlich. Du hast bis ins Kindesalter im Elternhaus Spanisch gesprochen, bevor du den Berner Dialekt aufgenommen hast. Wie verlief dieser Prozess bei dir genau?

Meine Mutter ist Spanierin und mein Vater sprach sehr gut Spanisch. Deshalb sprachen wir zu Hause immer Spanisch. Die deutsche Mundart habe ich erworben, als ich von zu Hause auszog. Während den ersten vier Jahren sprach ich nur Spanisch, und als ich dann anfing, draussen zu spielen, kam immer mehr das Deutsche dazu. Als ich in die Schule kam, konnte ich bereits Deutsch. Ab sieben oder acht Jahren fing ich an, Deutsch mit den Geschwistern zu sprechen. Doch mit meiner Mutter sprach ich weiterhin Spanisch. Mit der Zeit aber wurde das Deutsche immer wichtiger. Ich erinnere mich, als unser Vater uns ganze Abende lang Wilhelm Busch vorlas, damit wir das Hochdeutsche lernten, bevor wir in die Schule kamen. Ich brauchte das Spanische dann nur noch, um mit meiner Mutter zu kommunizieren. Mit sechzehn Jahren fing ich eine Lehre an und arbeitete sieben Jahre lang auf dem Bau. Erst dann rückte das Spanische wieder in den Vordergrund, denn damals arbeiteten noch recht viele Spanier auf Baustellen. Später natürlich dann auch wieder während des Studiums. Meine jetzige Muttersprache, das Schweizerdeutsche, ist eigentlich eine Zweitsprache. Deshalb habe ich wahrscheinlich auch einen anderen Blick darauf. Ich kann mich noch sehr gut an meine Kindheit in Langenthal erinnern, als es noch wenige Ausländer gab. Ich schämte mich manchmal für meine Mutter, wenn sie in der Metzgerei siebenmal sagen musste, was sie wollte, bis der Metzger sie verstand. Das Gefühl des Fremdseins hat mir einen sehr wachen Blick auf die Sprache gegeben. Ich habe dadurch vermutlich auch etwas überkompensiert, indem ich zeigen wollte, dass ich ein noch besserer Berner sein konnte, um im Kanton Bern akzeptiert zu werden.

Und wie verlief die Entwicklung beim Verfassen von Texten?

Beim Schreiben war es anders. Ich wollte ei-

gentlich nie auf Mundart schreiben. Ich empfand sie nie als Literatursprache. Ich bin von Guy Krneta und Beat Sterchi quasi dazu verleitet worden. Ich habe erst im Nachhinein gemerkt, welche Freiheiten sie einem gibt. Ich hatte von der Mundartliteratur lange Zeit ein falsches Bild. Ich verband sie nämlich mit dem Heimattümlichen oder der unsäglichen Erinnerungsliteratur mit ihrer Aussage, dass früher immer alles besser war. Damit wollte ich nichts zu tun haben. In Schottland aber habe ich gemerkt, dass Mundart auch etwas Avantgardistisches sein kann und nicht unbedingt etwas Bewahrendes sein muss.

Hast du das Gefühl, dass die Dialektliteratur in der Schweiz stiefmütterlich behandelt wird?

Ich glaube, dass ein Wandel im Gang ist. Ich habe Dialektologieseminare an der Uni belegt und mich intensiv mit Mundart befasst. Ich bin ein Verfechter der unreinen Sprache. Ich bin ein Antibewahrer, weil ich davon überzeugt bin, dass die Sprache ein lebendiger Organismus ist, der sich wandelt. Wenn man die Sprache museal bewahren will, dann stirbt sie. Ich begegne in meinen Kreisen oft sogenannten Sprachhygienikern und Sprachpolizisten. Das lässt mich kalt. Es bringt mich zum Lachen. Für mich ist Mundart der Sprachstand der Praxis. Wenn die jungen Leute von heute «Sorry» statt «Excüse» sagen, dann ist «Sorry» ein Mundartwort, so wie einst «Excüse» eins geworden ist. Ich nehme das auf, was umgangssprachlich gilt und arbeite damit. Das ist für mich etwas sehr Freies. Eine grosse Freiheit ist es, etwas zu gebrauchen, ohne es gleich zu bewerten. Ich halte nichts davon, im alten Berndeutschwörterbuch von Von Greyerz einen schönen alten Ausdruck zu suchen, um einen Text blumiger zu machen.

Wie war das, als du damit angefangen hast, auf Mundart zu schreiben? Es gibt ja keine akzeptierte Orthographie. War das ein Problem?

Eine offiziell anerkannte Orthographie gibt es zwar nicht, doch es gibt einige Päpste, die eine bestimmte Schreibweise vorschlagen. Genau aus diesem Grund habe ich zu Beginn auch nicht mundartlich publiziert. Mittlerweile bin ich in dieser Hinsicht lockerer geworden. Ich habe für mich eine Schreibweise gefunden, die in sich aufgeht. Ausserdem habe ich einen guten Lektor. Es gibt tausend Theorien zu Mundartschreibweisen, doch ich bin da ziemlich pragmatisch.

Ich möchte wieder auf deine schweizerisch-spanischen Wurzeln zurückkommen. Die Identität ist ja immer ein Konstrukt. Wie hast du dir deine Identität aufgebaut? Als was siehst du dich?

Einerseits sehe ich mich schon als Weltbürger, doch meine Freunde sagen mir, dass es kaum einen schweizerischeren Schweizer gäbe als ich. Ich habe meine Identität durch Überkompensation aufgebaut.

Wie meinst du das?

Das heisst zum Beispiel, noch pünktlicher zu sein als ein Schweizer, noch besser rasiert zu erscheinen... Ich habe die Schweizer Klischees verinnerlicht. Ich komme zufällig aus Langenthal, und ohne Patriot sein zu wollen, prägt einen das. Diese Prägung möchte ich weder abwaschen noch verleugnen. Ich glaube, dass man sich nur dort verwurzeln kann, wo man herkommt. Ausgehend von dieser Erkenntnis kann man offen durch die Welt gehen. Häufig sagt man mir nach, dass ich ein Provinzautor sei. Das mag stimmen. Doch alle Autoren, die ich schätze, sind oder waren erst einmal lokale Autoren. Die guten Autoren der Weltliteratur, meinetwegen William Faulkner oder auch Juan Marsé, schreiben meist nur über eine bestimmte Region. Für mich ist Weltliteratur nicht, wenn ein Autor seine Figuren durch die Welt reisen lässt.

Du hast sieben Jahre lang als Maurer auf Baustellen gearbeitet. Dein Werdegang zum Literaten war ziemlich ungewöhnlich. Wann kam bei dir eigentlich der Drang zum Schreiben auf?

Es war in der Tat ein Impetus. Ich zog mit neunzehn Jahren als junger Maurer nach Zürich. Ich wohnte alleine und kannte niemanden. Nach neun Stunden Arbeit auf dem Bau kehrte ich nach Hause zurück, kochte etwas für mich und setzte mich an eine alte Schreibmaschine, die ich von meinem Vater bekommen hatte. Ich muss dazu sagen, dass ich aus einem bildungsbürgerlichen Elternhaus stamme, wie man landläufig zu sagen pflegt. Zu Hause wurde gelesen. Ich stamme also nicht aus einem Arbeitermilieu und war auch nicht der erste in der Familie, der mit dem Lesen anfing. Die Arbeit als Maurer war wie eine Flucht in eine eigene Welt. Es war ein gesuchter Entscheid. In Zürich verspürte ich den Drang zum Schreiben, merkte aber auch bald, dass meine Möglichkeiten begrenzt waren. Das hat mich später dazu bewogen, die Matura nachzuholen. Ich hatte das Gefühl, dass mir Grundwissen fehlte.

Seit mehreren Jahren schon bist du ein schweizweit bekannter Autor. Du bist durch zahllose Kleintheater getingelt. Die Leute erkennen dich auf der Strasse. Wie gehst du mit deiner Bekanntheit um?

Die Leute sind sehr diskret. Es passiert sehr selten, dass mich jemand auf der Strasse anspricht und dann wegläuft. Dies ist ziemlich unangenehm. Wenn mir jemand am Zürcher Bahnhof hinterherläuft und meinen Namen ruft und ich mich dann umdrehe, meine ich im ersten Moment, dass es jemand sein muss, der mich kennt. Ich sage dann, ja, ich bin Pedro Lenz und erwarte dann ein Gespräch. Dann sagen sie mir: «Aha, ich hab's mir gedacht!» Und dann gehen sie weiter. Das ist immer noch eigenartig für mich, denn für meine Freunde und die Leute aus meinem Umfeld bin ich hoffentlich immer noch derselbe geblieben. Was sich auch geändert hat, ist, dass ich nicht mehr alles selber machen kann, was oft schwer verständlich ist. Wenn ein Freund mich fragt, ob ich an seiner Hochzeit lese, sage ich ihm, dass er sich an meine Agentin wenden soll, weil ich meine Agenda nicht mehr selber führe. Das wirkt auf die Leute manchmal etwas arrogant, doch es ist nicht anders machbar.

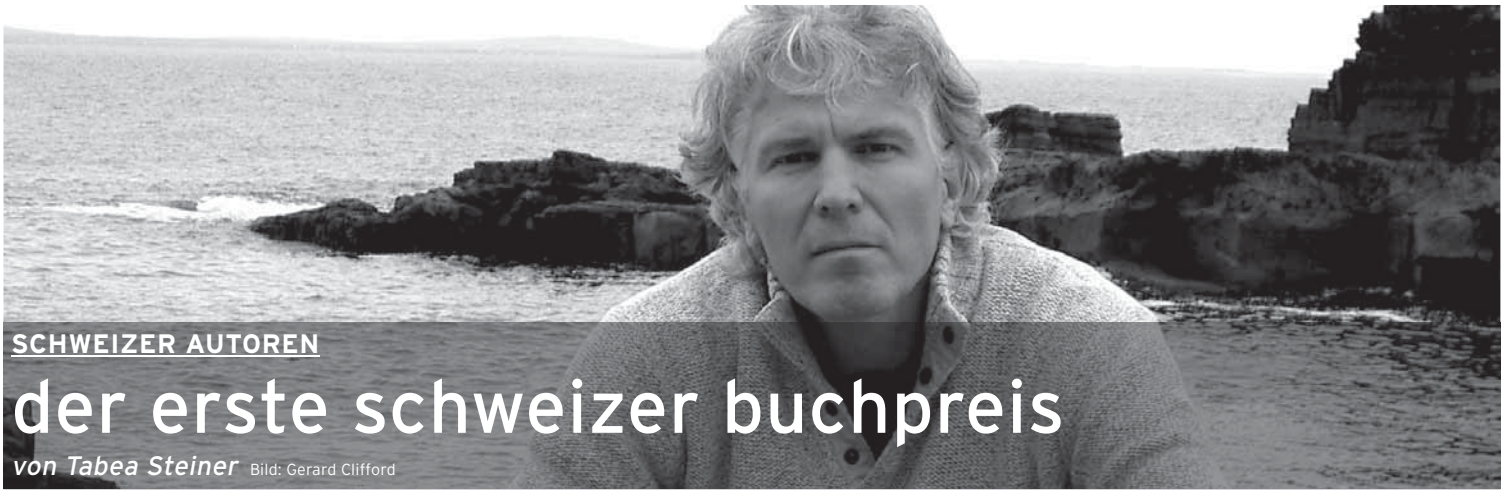
Jetzt wo du ein bekannter Autor bist und den «Kuchen» quasi von innen kennst, wie nimmst du den Literaturbetrieb in der Schweiz allgemein wahr?

Im Unterschied zu den 1970er- oder 1980er-Jahren gibt es heute keine Übergötter mehr. Es gibt in der Schweiz zwar nach wie vor grosse bekannte Schriftsteller, doch sie schüchtern die jungen Autoren nicht mehr ein. Es ist ein sehr lebendiger Betrieb. Ich tausche mich sowohl mit jungen als auch mit älteren Autoren aus. Was mich anfangs überraschte, ist, dass die Kollegialität unter den Autoren sehr gross ist, und nicht wie ich ursprünglich befürchtet hatte, ein Haufen von Egoisten, die sich untereinander konkurrenzieren. Zurzeit empfinde ich die Schweizer Literaturszene als sehr spannend. Es gibt die paar grossen Namen, die alle kennen, doch dahinter gibt es ein breites Mittelfeld.

Drei Abschlussfragen: Welche Projekte verfolgst du zurzeit, welche werden dich in der unmittelbaren Zukunft noch beschäftigen und was würde dich noch reizen, was du bisher noch nicht gemacht hast?

Zurzeit arbeite ich an meinem Roman «Inland». Daneben schreibe ich weiterhin meine Kolumnen und Mundartmonologe für die Lesungen. Dieses Jahr möchte ich auch ein neues Projekt gemeinsam mit meinem Pianisten vom Duo «Hohe Stirnen» [Patrik Neuhaus. A.d.R.] realisieren. Mittelfristig würde es mich reizen, ein abendfüllendes Theaterstück zu schreiben. Theater ist eine sehr dankbare Disziplin. Ich habe zwar schon für diverse Projekte geschrieben, aber noch nicht das definitive Theaterstück, das für den Druck bestimmt sein könnte.

Pedro Lenz wurde 1965 in Langenthal geboren. 1981 fing er mit der Maurerlehre an und arbeitete anschliessend während sieben Jahren auf dem Bau. 1995 schloss er die Matura ab. Später studierte er mehrere Semester lang Hispanistik und Germanistik an der Universität Bern. Pedro Lenz schreibt regelmässig Kolumnen für die «WOZ», den «Bund» und das «Langenthaler Tagblatt». Gemeinsam mit Patrik Neuhaus bildet er das Duo «Hohe Stirnen» und ist Teil der Spoken-Word-Gruppe «Bern ist überall». Ausserdem schreibt er Theaterstücke und Hörspiele und produziert Radiobeiträge für Radio DRS. Pedro Lenz ist mehrfach ausgezeichnet worden. 2008 erhielt er den Kulturpreis der Stadt Bern. Er lebt und arbeitet in Bern.



SCHWEIZER AUTOREN

der erste schweizer buchpreis

von Tabea Steiner Bild: Gerard Clifford

■ Am ersten Basler Literaturfestival, das neu die Basler Buchmesse ersetzt, wurde der erste Schweizer Buchpreis verliehen. Unter den Nominierten fand sich mit Adolf Muschg ein Doyen der deutschsprachigen Literatur aus der Schweiz, mit Anja Jardine zwar keine Unbekannte, aber doch in Sachen Belletristik eine Newcomerin, und mit Lukas Bärfuss und Peter Stamm zwei, die sich längst weit über die Landes- und Sprachgrenzen hinaus einen Namen gemacht haben. Nur Rolf Lappert, den kannte man irgendwie nicht mehr, bevor er letzten Frühling «Nach Hause schwimmen» veröffentlicht hat.

Die short list für den ersten Schweizer Buchpreis bot also keine grossen Überraschungen. Die fünf Bücher und ihre VerfasserInnen wurden in den Feuilletons besprochen und gelobt. Man war froh, dass die Schweiz eine derart reiche Literatursaison hatte, und man war froh, dass man stolz darauf sein konnte. Nach all den Beschimpfungen aus dem Ausland auf die deutschschweizerische Literatur, die gar keine mehr sei, freute man sich darüber, dass bereits für den deutschen Buchpreis zwei Schweizer nominiert worden waren. Die Schweiz, so wurde bewiesen, hat Autorinnen und Autoren von Format.

Doch was sind das denn für Bücher, welche die Jury, die aus leidlich bekannten Personen bestand, nominierte und schliesslich eines davon auswählte und den Verfasser mit 50'000 Schweizer Franken bedachte? «Kinderhochzeit» von Adolf Muschg wurde vom Autor bezeichnenderweise «Opus Magnum» genannt. Wenn man in den letzten Jahren Altherrenprosa von ähnlichen Kalibern gelesen hat, weiss man, was hinter diesem Begriff steckt, zumal wenn der Roman 580 Seiten stark ist. Warum sich Herr Muschg so kurzfristig aus dem Wettbewerb zurückgezogen hat, ist also unklar.

Erfreulich aber war die Nomination der anderen vier Bücher. Mit Anja Jardine hat die Jury den Nagel auf den Kopf getroffen und die Schweiz eine neue grosse Erzählerin gewonnen. Ihre Erzählungen aus dem Band «Als der Mond vom Himmel fiel» sind grossartig. Sie erzählt oftmals auf wenigen Seiten Geschichten mit mehreren Erzählsträngen, die sich am Ende wie ein Teppich zu einem grossen Ganzen zusammenfügen. Sie schildert Situationen und Bilder, die man nicht so schnell wieder vergisst, und die Situationen, in welche sie ihre ProtagonistInnen hineinstellt, mögen noch so unrealistisch sein, Anja Jardine verleiht ihnen Leben. Da kann eine junge Frau, die soeben verlassen worden ist, stundenlang im kalten See stehen und eine ältere, unbekannte Frau festhalten, damit diese nicht ins Wasser geht, und man wundert sich nicht. Es ist eine Situation, wie sie niemandem passiert und trotzdem ist sie mitten aus dem Leben gegriffen. Anja Jardine arbeitet bei der NZZ als Reporterin, und auch dort beweist sie, dass sie ihr Handwerk beherrscht; sie kann erzählen.

Peter Stamm hat mit seinen Erzählungen im Band «Wir fliegen» einmal mehr ein Buch vorgelegt, das durch sprachliche Präzision, vor allem aber durch Geschichten, die den Leser berühren, besticht. Wie Lukas Bärfuss ist auch er ein Meister seines Fachs, Autoren, die einfach schreiben können, Autoren, von denen man weiss, dass, wenn ein neues Buch erscheint, es dann gut ist. «Hundert Tage» von Lukas Bärfuss ist ein Buch über die Schweizer Entwicklungshilfe, das politisch ist und exakt recherchiert, zugleich aber ein Werk von hohem literarischen Gehalt und ausserdem Unterhaltung vom Feinsten bietet.

«Nach Hause schwimmen» von Rolf Lappert, das mit dem ersten Schweizer Buchpreis ausgezeichnet wurde, ist ein Glücksfall. Der Autor hat vor zehn Jahren sein letztes Buch veröffentlicht, seither einen Jazzclub gegründet und als Sitcom-Autor von «Mannezimmer» gearbeitet. Mit «Nach Hause schwimmen» beendet er seine «Amerikanische Trilogie», deren erster Band «Der Himmel der perfekten Poeten» heisst und der zweite «Die Gesänge der Verlierer». Rolf Lappert erzählt in «Nach Hause schwimmen» von Wilbur, einem Knaben, dessen Mutter bei seiner Geburt stirbt. Der Vater verschwindet daraufhin, und nachdem der Junge seine Kindheit zuerst bei der Grossmutter, und dann in Heimen und Pflegefamilien verbracht hat, macht er sich auf die Suche nach seiner Herkunft, auf die Suche nach seinem Vater. Das Buch kann gelesen werden als eine coming-of-age-Geschichte, ein Entwicklungsroman, ein Reisebericht. Die vielen verschiedenen Stationen, welche Wilbur durchlebt, sind so vielfältig und in ihrer Vielfalt so anschaulich geschildert, dass man am Ende das Gefühl hat, man habe mit Wilbur zusammengelebt. Es gelingt Rolf Lappert, eine Geschichte so zu erzählen, als wäre sie mitten aus dem Leben gegriffen. Wenn Wilbur zusammen mit seinem Freund Connor bei Orla, der Grossmutter, heisse Schokolade trinkt, dann weiss man, dass dies die beste heisse Schokolade der Welt ist, und es ist einem, als würde man mit am Tisch sitzen und Schokolade trinken. Bei jeder heissen Schokolade, die man später trinken wird, wird man unweigerlich an Wilburs heisse Schokolade denken müssen, an seinen Freund, seine Grossmutter und deren tragischen Tod.

Aber auch später, als Wilbur Aimee kennenlernt und sich in sie verliebt, versteht man nur zu gut, warum er sie verlässt, warum er einfach aus dem Haus herausläuft, obwohl er Aimee liebt. Man kann es zwar nicht rational begründen, ausser damit, dass Rolf Lappert es versteht, auch Emotionen so lebensecht zu beschreiben, dass man sie nachvollziehen kann, kurz, dass man mitfühlt.

Dass Rolf Lappert seine letzten drei Bücher «Amerikanische Trilogie» nennt, dürfte ein Segen sein. Es dürfte ein Segen sein, weil er in der Tat ein Erzähler ist, wie man sie aus der amerikanischen Literatur kennt, wo Geschichten aus dem Leben erzählt werden, Geschichten, die einen berühren und packen und nicht so schnell wieder loslassen. Rolf Lappert hat an der Preisverleihung die anderen nominierten Autoren auf die Bühne gebeten, da diesen ebensoviel Ruhm zukomme wie ihm, und gemeint, daraus sollte sich eine «kleine Tradition» entwickeln. Einer, der imstande ist, so leichtfüssig an die grosse Tradition amerikanischer Erzähler anzuschliessen, hat den ersten Schweizer Buchpreis mehr als verdient. Und darf gerne weitere Traditionen ins Leben rufen und vor allem darf er gerne noch viele weitere Bücher schreiben.

Anja Jardine und Tim Krohn : 16. Januar 2009, 20:00h, Zunfthaus zu Metzgern, Thun.
Info: www.literaare.ch

Rolf Lappert und Peter Stamm: 4. Thuner Literaturfestival, 6. bis 8. März 2009, Thun.
Info: www.literaare.ch

MODE & STIL

40 ans sonia rykiel

Von Sonja Hugentobler-Zurflüh Bild: Trendspot, Gil Gonzalez

■ Sonia Rykiel und Mode, das ist eine 40-jährige Liebesgeschichte. Die Grande Dame des Strick schaut nach 79 Jahren unverdrossen nach vorne. Sie ist eine Bastion des französischen Chics und Symbol der unabhängigen Pariserin. Im Oktober, anlässlich der Präsentation ihrer Sommerkollektion 2009 in Paris hat das Haus sein 40-jähriges Jubiläum gefeiert. In einem Zelt, mitten im Parc de Saint Cloud zu mitternächtlicher Stunde verheissungsvoll leuchtend, fanden sich 2000 Gäste zur Show ein, gefolgt von einer rauschenden Party. Auch dreissig Kollegen von Giorgio Armani über Jean Paul Gaultier bis Roberto Cavalli und Vivienne Westwood erwiesen Rykiel ihre Ehre, indem jeder von ihnen ein «Rykiel-Modell» aus ihrer Hand über den Laufsteg defilieren liess, ein besonderes Geburtstagsgeschenk an die Pariser Modeschöpferin.

Wie immer bei Rykiels Schauen herrschte fröhliche, diesmal sogar ausgelassene Stimmung im Festzelt. Dass die Models für einmal nicht zu Musette Walzer, sondern zu «La Vie en Rose» liefen, machte die Aufbruchstimmung in eine neue Ära deutlich. Auf ihren 40-jährigen Erfolg angesprochen, meinte die immer schwarz gekleidete Frau mit dem flammenroten Lockenhaar: «Es kommt nicht drauf an, wann man angefangen hat. Wichtig ist, wo man heute steht und wohin man geht.» Deshalb setzt sie auf Jugend und Wandel und hat kürzlich ihre langjährige Mitarbeiterin Gabrielle Greiss zur Kreativdirektorin des Hauses gekürt. Das Management der Firma hat sie ihrer Tochter Nathalie schon vor Jahren übertragen. Nathalie ist auch verantwortlich für Parfums und Accessoires und nicht zuletzt Erfinderin der «Objets de Plaisir», Sex Toys der Luxusklasse, die in einer der Rykiel-Boutiquen in Saint Germain verkauft werden. Seit 1989 gehört ihr die Firma. Damit bleibt Rykiel das letzte französische Luxus-Modehaus, das im Besitz der Gründerfamilie ist und auch noch von ihr geführt wird.

Als Autodidaktin verdankt Sonia Rykiel den Anfang ihrer Modekarriere einem Zufall, wie sie sagt. Frustriert, dass sie als Schwangere keine Pullover fand, die ihr gefielen, entwarf sie 1962 selbst ein aussergewöhnliches Modell und liess es anfertigen, denn selbst stricken kann die «Königin des Strick» nach eigenen Angaben bis heute nicht. Aussergewöhnlich an dem Unikat waren die nach aussen gestülpten Nähte, als noch niemand von Grunge und der Ästhetik des Unperfekten sprach. Sofort machte sie damit Furore und verkaufte kleinere Serien an eine Boutique namens Laura, bis sie 1967 in Saint Germain ihr erstes Geschäft eröffnete. Heute sind es weltweit deren fünfzig.

Das Geheimnis des Erfolges von Sonia Rykiel, Tochter einer Rumänin und eines Russen, liegt wohl darin, dass sie schon immer kreiert hat, was sie selbst gerne trägt. Damit ist sie nahe bei den Bedürfnissen der Kundin, was bei männlichen Designern sehr oft nicht der Fall ist. Nie hat sie ihre Auffassung von Eleganz und Stil durch flüchtige Modetrends verwässern lassen. Stets kultiviert sie ihre Markenzeichen: fliessende, ungefütterte Wohlfühlkleider, Strassapplikationen, Ringelpullover, grosse Strickjacken und romantische Ansteck-Accessoires wie Blumen und Schmetterlinge. Dabei gelingt es ihr, die Kollektion in Einklang zu bringen mit den aktuellen Trendmerkmalen wie diese Saison die Trapezform oder Plateauschuhe.

Mit 79 Jahren ist Rykiels Liebe zum Metier ungebrochen. Sie lebt ihre Mode, mit der sie Freude in den Alltag bringen will, wie eh und je. Weil sie in den Models ihre Botschafterinnen sieht, staksen diese nie im Stechschritt und mit Killermine über den Laufsteg, wie das bei jeder anderen Marke üblich ist, sondern sie schweben lächelnd und beschwingt dem Zuschauer entgegen, immer mit langem Lockenhaar. Stets endet die Show mit einem Feel-Good-Finale.

Doch nicht nur Mode kommt aus dem Hause Rykiel. Rykiel ist erfolgreiche Autorin verschiedener Märchenbücher. Sie entwarf schon Einkaufstüten für Kaufhäuser und stattete Hotels aus, zum Beispiel das Pariser Crillon. Nach ihr hat der weltberühmte Rosenzüchter Jean-Pierre Guillot die Sonia-Rykiel-Rose benannt und 1994 hatte sie in Robert Altmans Film «Prêt-à-Porter» einen Gastauftritt. 2001 wurde ihr von der französischen Regierung der Titel «Commandeur de l'Ordre National de Mérite» verliehen, womit ihr Status als französisches Monument offiziell verbucht ist.

Retrospektive Sonia Rykiel. Musée des Arts Décoratifs, Paris. Bis 19. April 2009.

BÜHNE UND LITERATUR

wo liegen die wurzeln des zürcher poetry slam?

Von Sabine Gysi Bild: 6-Titten-Team by solarplexus.ch/Lisa Küttel

■ Die Rebellenstreitmacht trete gegen das Imperium an, verkünden Etrit Hasler und Patrick Armbruster am 12. Dezember 2008 in der Roten Fabrik. Man müsse etwas unternehmen gegen die Professionalität, welche die Slam-Bühnen regiere. Man wolle zurückkehren zur Demokratie der Ungeschliffenheit! Und wenn eine Prise Selbstironie darin mitschwingt, dann bezieht sich diese auf das Pathos des Gesagten, nicht aber auf den Inhalt. Das Publikum, überwiegend sehr jung, vollzieht die Rückblende auf die Geschichte des Poetry Slam nicht ganz mit, quittiert aber den kämpferischen Auftakt mit wohlwollendem Applaus.

Mit dem Imperium sind offensichtlich die Zürcher Slams von Martin Otzenbergers Spoken-Word-Label «rubikon» gemeint. Sie haben in den letzten Jahren ein immer breiteres und zahlreicheres Publikum angezogen und neulich in den deutschsprachigen Meisterschaften, dem Slam2008 im Schiffbau, gegipfelt. Dieser Grossanlass zog um die 11'000 Zuschauer an, wurde vom Schweizer Fernsehen übertragen und von den Lesern des Tages-Anzeigers zum Literaturereignis des Jahres gewählt.

Im kommenden Frühsommer wird die Slam Poetry in Zürich zehn Jahre alt. Ein günstiger Zeitpunkt für eine Erneuerungsbewegung. Und tatsächlich: «Back to the Rote Fabrik», die Forderung von Etrit Hasler und Patrick Armbruster vom «Dichtungsring», ist ein Ruf nach den subkulturellen Wurzeln. Zurück zu den Slampoeten direkt aus der Gosse, oder, Schweizer Verhältnissen angepasster, direkt vom Gymi-Pausenplatz.

Der Schweizer Slam hat seine Stars hervorgebracht – darunter auch die beiden Exponenten vom «Dichtungsring» – und Stars wirken nicht nur anziehend aufs Publikum, sondern auch abschreckend auf Neulinge. Immerhin zwei kaum bekannte Namen haben sich für «Back to the Rote Fabrik» am 12. Dezember auf die Liste eingetragen, und die beiden schlagen sich tapfer. Ziel der Organisatoren ist, dass sich bei den nächsten Slams die geladenen und die selbst angemeldeten Slampoeten die Waage halten. «Back to the Rote Fabrik» soll alternierend mit anderen Slams – wie den bewährten Veranstaltungen im x-tra – ungefähr alle zwei Monate stattfinden.

«Die Poetry Slammer haben sich in letzter Zeit zuwenig weiterentwickelt. Die Slamszene ist träge geworden», sagt Etrit Hasler. Wer die Szene seit einigen Jahren beobachtet, stimmt ihm zu. Doch ist daran tatsächlich die Massentauglichkeit schuld? Und liegen die Wurzeln des Zürcher Poetry Slam wirklich in der Roten Fabrik, wo 1999 die erste Schweizer Slam-Tour haltmachte? Darüber gehen die Meinungen auseinander.

Matthias Burki vom Verlag «Der gesunde Menschenversand», der die Tour 1999 mit organisierte, weist darauf hin, dass Slam Poetry durch Elemente wie den Wettbewerbscharakter und die Beteiligung des Publikums als Jury schon immer populärkulturelle Bezüge in sich trug. «Die Behauptung, der Slam sei seiner ursprünglichen Idee untreu geworden, würde ich daher nicht so schnell unterschreiben», sagt Burki. Schon damals hatte die Tour ihre Zugpferde, Slampoeten aus Deutschland, wo es bereits seit einiger Zeit Slams gab. Für die Deutschen – Bas Böttcher und zwei weitere – war die Tour durch die Schweiz ein Abenteuer in unerschlossenen Gebieten. Die teilnehmenden Schweizer, darunter Raphael Urweider, hatten noch keine Slam-Erfahrung.

Die Wurzeln des Zürcher Poetry Slam in der Roten Fabrik? Damit ist Martin Otzenberger nicht einverstanden. Denn bis heute haben nur drei Poetry Slams in der Roten Fabrik stattgefunden. Bereits der zweiten Schweizer Slam-Tour verweigerte der Veranstaltungsort im Jahr 2000 das Gastrecht – «vermutlich war ihnen die Veranstaltung bereits zu populär», mutmasst Matthias Burki –, worauf der Zürcher Slam im Keller62 stattfand. Dass die Rote Fabrik die Poetry-Slam-Veranstaltungen später gern zurückgehabt hätte, ist ein offenes Geheimnis. Nebst anderen Locations beherbergte der Keller62 daraufhin mehrere von «rubikon» organisierte Slams. «Wenn schon ist der Keller62 die Wiege des Slam in Zürich», sagt Martin Otzenberger. «Aber auch an diversen anderen Orten, darunter im Schiffbau, im Maiers oder im x-tra, haben mehr Slams stattgefunden als in der Roten Fabrik». Die Bezeichnung «Back to the Rote Fabrik» versteht er als Marketing-Gag.

Slam Poetry – seit Beginn eine Gratwanderung zwischen Subkultur und Masse. Immer wieder haben Veranstalter erkannt, dass diese Mischung aus breiterer Bekanntheit und «Street Credibility» gut ankommt. Gleichzeitig liegt hier die Chance, dass sich die Slam Poetry aus sich selbst heraus erneuert. Alles, was es braucht, ist eine neue Bühne und eine offene Liste. Und vielleicht sogar neue Veranstalter ohne Vorbelastung?

Ein solcher ist Matthias Eppler. Zusammen mit zwei Kollegen gestaltet er seit kurzem das Programm «Out of Monday» in der Bombay Bar an der Langstrasse. Alternierend mit anderen kulturellen Veranstaltungen gehört die Bühne an einem Abend im Monat dem gesprochenen Wort. Zum ersten Slam am kommenden 12. Januar werden noch bekannte Namen eingeladen, doch bereits gibt es eine offene Liste, die später immer zentraler sein wird. In der Startphase steht Martin Otzenberger den Veranstaltern mit Rat zur Seite.

Vermehrt wird in Zürich auch der Ruf nach Spoken Word ohne Wettbewerb laut. Der Wettbewerb bewirkt, dass das Angebot immer schmäler wird, immer stärker auf bühnentaugliche 6-Minuten-Texte ausgerichtet. Besinnlicheres oder Sperrige-

res findet weniger Platz.

Richi Küttel, Initiant der U20 Slams und vieler anderer Slams in der Ostschweiz, plädiert ebenfalls für eine Rückkehr zu den Wurzeln: Man müsse das Einfache, Chaotische an den Slams wiederentdecken; auch den «Freaks» ihren Auftritt ermöglichen. Inzwischen wollen nämlich alle Slambühnen der Schweiz dieselben bekannten Namen buchen. Das führt zu einem Nachfrageüberschuss: Slampoeten sind oft über Monate hinweg ausgebucht. Und das Publikum sieht immer wieder die gleichen Gesichter, hört die gleichen Texte.

Um die «Stars» aus der Szene zu präsentieren und ein breiteres Publikum für Slam Poetry zu begeistern, sind grosse Veranstaltungen wie die Slams im Schiffbau am besten geeignet. Für den Nachschub an unverbrauchten Querköpfen und frischen Ideen braucht es gleichzeitig kleine Slambühnen mit offenen Listen. Das gilt auch für die Zürcher Slamszene. Nur wo die Wurzeln des Poetry Slam in Zürich tatsächlich liegen – darüber ist man sich nicht ganz einig.

Martin Otzenbergers Replik auf die Provokation von Hasler/Armbruster:
www.rubikon.ch, «rubikon»-Blog

Die nächsten Slams in Zürich:

12. Januar: «Word!», Out of Monday Slam, Bombay Bar, Neufrankengasse 16.
7. März: 20. Poetry Slam im Schiffbau.
Voraussichtlich im März: Das nächste «Back to the Rote Fabrik».

MUSICAL

blanker rocky horror

Von Lukas Vogelsang Bild: zVg.

■ Über 20 Millionen Menschen in mehr als 30 Ländern haben Richards O'Brians Bühnenfassung von der ächzenden «The Rocky Horror Show» gesehen, und einige krabbeln sich immer noch das Reis aus dem Nacken. Viele kennen den Film «The Rocky Horror Picture Show», welcher im Oktober 1974 in England und den USA startete und für ein bisschen Furore sorgte. Das Stück wurde ursprünglich am 16. Juni 1973 auf der Bühne am The Royal Court Theater Upstairs in London uraufgeführt. Seither zieht dieses eigenartige Spektakel zwischen Genialität und Wahnsinn durch die Welt und infiziert die Menschheit. Was ursprünglich als Ausdruck einer rebellierenden Jugend und Bewegung daherkam, was einmal provozieren wollte und vor allem das grosse Chaos im Sinn hatte, ist zur Massenunterhaltung gewachsen. Allerdings erinnere ich mich an eine Open-Air-Kino-Veranstaltung, wo die ZuschauerInnen schwer ausgerüstet mit Kostümen, Reis und Toilettenpapier anrückten – nach zehn Minuten Film wurde es ruhig auf den Sitzplätzen, das Pulver war bereits verschossen. Der Rest des Filmes blieb verhalten ruhig und die Party blieb aus.

Nicht unbedingt so im Musical. Normalerweise stehen im Publikum Animatoren und wühlen die Polster während der Vorstellung etwas auf... Diesmal allerdings wurde vom Autor selber am Stück rumgearbeitet. Diese Rocky Horror Show ist also eine Neuproduktion – irgendwo zwischen Urproduktion und Science Fiction. Die Geschichte ist nicht so wichtig – das Drumrum interessiert wesentlich mehr. Und wenn es nicht stimmig wird, so werden einheimische Protagonisten für gute Unterhaltung sorgen: Beni Thurnheer und Walter Andreas Müller – beides ausgezeichnete Symbolfiguren der Schweizer-Biedermänner - übernehmen die Erzählerrollen! Das überzeugt.

Aber keine Angst, die trashige B-Movie-Ästhetik bleibt erhalten. Und es ist eine interessante Idee, ein solches Stück neu umzusetzen. In Deutschland ist es bereits ein Erfolg. Es ist ein neues Kapitel für die Horror Show entstanden. Was, wie und wo wird nicht verraten – das muss erlebt werden.

Vom 13. Januar bis am
01. Februar 2009 im Theater 11, Zürich.
Info: www.rocky-horror-show.de/CH

TANZ DER GEGENWART FOLGE VI

betanzte plätze

von Kristina Soldati Bilder: (oben) Akram Khan / Foto: Carl Fox und «d'schwyz tanzt» / Foto: Marianne Hügli

■ Im amerikanischen Tanz-Boom der 60er, als Balanchine genauso auf dem Höhepunkt seines Schaffens war wie Merce Cunningham, entstand ein äusserst experimentierfreudiger Tanz. Er positionierte sich absichtlich ins Abseits, mied theatrale Strukturen. In einer verlassenen Kirche, der Judson Memorial Church in Greenwich Village in New York, gab es keine Ränge, weder Rampe, noch Vorhang, die die Experimentierfreudigen von ihren zuschauenden Mitstudenten trennten. Sie forschten auch nicht im üblichen Bewegungsbereich nach Tanzmaterial, sondern lugten absichtlich über die Grenzen des Tanzes. Sie machten auch nicht halt vor den Grenzen des eigenen Körpers. Die noch namenlose Contact Improvisation bot die Grenzüberschreitung, auf die sie abzielten. Übertrug man Schwünge und Gewicht des eigenen Körpers auf andere, konnte Neues in der Bewegung entstehen. Hinzu kam die Öffnung hin zu den neuen Technologien. Es entstand eine Event-Kultur, wie wir sie schon bei John Cage, Merce Cunningham und dem Maler Robert Rauschenberg sahen. Eine weitere Besonderheit der kreativen Köpfe der Judson Church war die Demokratisierung der Kunst. Keine anspruchsvolle Technik sollte die Künstler vom Zuschauer absondern, sondern das gemeinsame Erlebnis extravaganter Ideen ihn zu ihrem Komplizen machen. Wenn ein Gründungsmitglied der Zeit, Steve Paxton, sich in einem Museum von Gleichgesinnten anspringen liess und die zugeflogene Energie abfing und umwandelte, war das ein Austasten eines neuen Bewegungsbereichs (später Contact Improvisation). Wenn ein weiteres Gründungsmitglied, Trisha Brown, 1971 mit Tänzern Dächer im SoHo bestieg, so war das ein Austasten der Dehnbarkeit des Zuschauerbereichs: Kein Zuschauer konnte den gesamten Tanz ins Auge fassen, berichtet Maria B. Siegel, vielleicht die bedeutendste Kritikerin der Zeit. Dennoch war es spannend zu sehen da oben, wie Bewegungen, die Trisha über Dächer hinweg ihrer Mittänzerin «zuspielte», sie diese dann wiederum der nächsten reihum im weiten Kreis weitergab, bis sie schliesslich bei Trisha wieder ankamen. Das war Kommunikation über Wolkenkratzer hinweg. «Man Walking Down the Side of a Building» war ein weiteres Outdoor-Event der Choreografin Anfang der 70er. Ein Mann wurde an einem Haken am Dach angeseilt und marschierte kurzerhand an der Fassade herunter.

Überflüssig zu erwähnen, dass keiner von den Gründern bis zu ihrer Anerkennung als «die Postmoderne im Tanz» sich je einer Tanzinstitution untergeordnet hatte. Auch nicht zur Ausbildung. Sie hinterfragten tänzerische Bewegung so radikal, dass der Begriff no-dance aufkam und Steve Reich dazu bemerkte: «In den frühen 60ern ging jeder zu einer Tanzvorstellung, um Herumstehende zu betrachten, und anschliessend auf eine Party - um zu tanzen.»

In den 80ern wurde die Postmoderne vom Mainstream aufgesogen. Während sie sozusagen von aussen und über die Fassaden die Theaterbühne erklomm, brachten junge Europäer sie unter den heimischen Himmel. Die Bewegung schwappte nach Europa über.

Ein Beispiel davon ist DaMotus, deren Gründer in den 80ern vielleicht die letzten Freiluft-Veranstaltungen dieser Avantgarde in New York mitbekamen. Dass die Freiburger Tänzer in der ländlichen Gegend dasselbe praktizierten wie die Vorreiter, verdankten sie aber der damals misslichen Infrastruktur des Kantons. «Es gab keinen Proberaum für uns», meint Antonio Bühler. «Da trainierten wir im Freien und entdeckten unsere Kindheit wieder, wo wir Rumliegendes umfunktionierten, bestiegen und bespielten. Ein Stück beispielsweise erobert die Pyramiden der plasitifizierten Heuballen auf den Äckern, wonach - geben wir es zu -, auch uns schon immer in den Fingern juckte.»

Site-Specific-Dance Als das Festival Belluard 1987 ein Outdoor-Event suchte, reifte ihre Idee des Urbanthropus. Halb aus der Wechselblüter-Vorgeschichte der Menschheit, halb aus Fiction-Filmen entschlüpft, bekriecht diese Kreatur die Zementauftürmungen unserer Zivilisation. Sie beklettern Verkehrsschilder, hängen an ihnen kopfunter zur Rast. Sie flechten ihre metallenen Gliedmassen durch Schmiedeeisentore von Kathedralen. Sie sind keine asozialen Wesen, beschnüffeln die Einkaufstüten der Passanten und nehmen gern das Versteck- und Erschreckspiel neckischer Kinder vor Ort auf. Improvisation ist genauso ein Teil ihres Stückes wie einstudierte Elemente. Solche Elemente werden auf verschiedene Städte angepasst. Schilder, Brückengeländer und Winkel gibt es überall. Und was an solchem Geländetanz ist dann noch spezifisch? Nun, es gibt zwei Arten von Site-Specific-Dance, erklärt uns der Experte: Der

eine entsteht konzeptuell an einem besonderen Ort. Dieser Ort löst die Idee und das Thema aus. Das Kloster Part-Dieu und sein verfallener Friedhof beispielsweise, oder das Gruyerzer Schloss mit seinen immensen Gitterstäben an den Fenstern. Dann gibt es denjenigen Tanz, der Typisches, aber Wiederholbares, an solchen Plätzen thematisiert. Kreisverkehr gibt es in allen Städten, einen Schilderwald auch, sie zeugen von Urbanität.

Demokratisierung der Kunst Wenn Tänzer Plätze unseres Alltags betanzen, dann begeben sie sich gewissermassen in den Rachen des Löwen. Hier sind nicht Zuschauer in Freizeitstimmung, auch nicht Kunstgebildete und Zahlungswillige. Indem die Tänzer sich auf unseren Alltagsstress einlassen, leisten sie einen gewagteren Schritt Richtung Demokratisierung der Kunst als noch die Avantgarde der beschwingten 60er. Site-Specific-Tänzer wollen auch keineswegs mit den Strassenkünstlern wetteifern. Keine virtuosen Tricks sollen die Aufmerksamkeit auf sich lenken, sondern stille Irritationen. Man darf auch nicht denselben Massstab wie an ein einheitliches Kunstwerk anlegen. Auch damit stehen sie durchaus in der Entwicklungslinie der Event-Kunst. Das Hier und Jetzt ist wichtig, betonen sie, und wir Zuschauer sind als Komplizen gefragt. Sie greifen Formen, die wir an unserer Stadt gar nicht wahrnehmen, auf und machen den Rhythmus ihrer Anordnung durch Bewegung erst sinnfällig. Solche Werke wollen zugänglich sein. Keine Kopfkunst stösst uns vor den Kopf.

Dialog mit dem Platz Was aber ist genau das Aufgreifen von Formen und rhythmischer Anordnung? Worin besteht dieser hochgerühmte Dialog mit der Architektur und der Landschaft? Wir müssen eine Antwort finden, sonst sind die Begriffe nichts weiter als leere Metaphern zu einem schalen Genre.

Das Markante am Ort Wie kann eine Auseinandersetzung mit räumlichen Besonderheiten aussehen? Das Markante am Ort hervorzuheben kann ein Vorhaben innerhalb der Auseinandersetzung sein. Ein anderes, das Markante zu brechen, sich diesem quer zu stellen. Kann man beides machen? Nehmen wir als Beispiel ein metallenes Treppenhausgerüst, das an eine Fassade angebaut ist. Über mehrere Etagen türmen sich die Stufen. Jede Etage erscheint wie ein Kubus, ja Käfig, mit einer Zwischenplattform, wo der Besteiger zur gegenläufigen Treppe sich wendet. Die Stiegen sind nicht massiv, sondern nur flaches Metall, so dass Benutzer durchweg mit dem Auge verfolgbar sind. Was am Treppengerüst markant ist, wenn man die Stufen frontal anblickt, steht im Kontrast zum Hausblock mit grossflächiger Fassade: Das Durchlässige sowie das engstrukturiert Regelmässige. Alle sichtbaren Linien sind horizontal (Stufen sowie Geländer der Zwischenplattform). Dieses besondere Merkmal heben die Arabesquen (90° gehobene gestreckte Beine) der DaMotus-Companie hervor, sowie parallel aus dem Gerüst ragende waagerechten Arme. Den Bruch des Markanten dagegen leisten Diagonalen. Und zwar in Form steifer Körper, wenn sie im 45°-Winkel zur Hauswand geneigt die Stufen erklimmen. Oder wenn die Tänzer je auf einer Zwischenplattform synchron die Beine an den Kubusecken wie Winkelhalbierende herausstrecken. Sie betonen einerseits das Geometrische, seine Wiederholungen in der Auftürmung, und setzen doch mit der Diagonalen Gegenakzente.

Körperglieder als architektonischer Anbau? Das klingt ja noch alles sehr statisch. Körperglieder als architektonischer Anbau? Site-Specific-Dance wird sich im Idealfall aber auch mit dem Rhythmus der Architektur auseinandersetzen. Und sie in dynamischen Rhythmus umsetzen. Was genau in der Architektur Rhythmus ist, ist ein Thema für sich. Die Fachleute bringen den Begriff mit Wiederholungen von kleineren Einheiten innerhalb eines (grösseren) Ganzen in Verbindung und fügen die Frage hinzu: In welchem Verhältnis? Wenn jedes zweite Fenster einen Balkon hat, so ist die kleinere Einheit «Öffnungen» der Fassade in der grösseren Einheit Stockwerk zum Beispiel eine regelmässige Wiederholung im Verhältnis 1:2 (Balkonfenster seien doppel so gross wie schlichte). Kurz-lang, kurz-lang, ... wäre eine akustische Entsprechung. Unser Treppengerüst ist gleichmässig strukturiert. Die erwähnte Plattform zum Wenden reiht sich da ganz unauffällig ein. Hüpft man die Stufen Knöchel an Knöchel hinab, ist die Plattform eine erzwungene Pause. Indem nun mehrere Tänzer sowohl das gleichmässige Runterhopsen als auch ein regelmässiges Einhalten kanonartig unter sich über mehrere Etagen verteilen und mit 180°-Wendungen von frontal zu dorsal Überraschungsmomente setzen, greifen sie den Rhythmus des Baus auf und spielen mit ihm. Es entsteht eine nahezu fugenartige Komposition. Die Idee ist brillant, viel zu wenig ausgekostet leider von der Gruppe DaMotus.

Negativer Raum Einen eigenwilligen Dialog geht Willi Dorner mit der Architektur ein (unlängst auf dem Festival Tanz In. Bern zu sehen). Er sucht oft «negative Räume» auf. Das sind beispielsweise Zwischenräume. Wenn er in Hauswandnähe einen Schilderwald spriessen sieht, gehen ihm seine Tänzerkörper durch den Kopf. Und schon weiss er, wieviele von ihnen in den Spalt reingezwängt werden können. Zwischen Fassade und Stäbe gepfercht hält sie die Reibungskraft, auch kopfunter, ganz ohne Bodenkontakt. Was betont Willi Dorner hier? Das Marginale, Randzonen. Indem Tänzer zusammengedrängt Volumen bilden, können derart aufgefüllte Leerräume überhaupt erst sichtbar werden. Die Skulpturen, die dabei entstehen, sind bizarr und komisch. Bevor Gesichter blau anlaufen, (Kapuzen sorgen zudem für die nötige Neutralisierung der Körper), springen sie aus den Posen und laufen zur nächsten. Hundert Meter weiter türmen sie sich erneut. Sobald der Betrachter nachfolgt, lebt auch schon dieser stadtarchitektonisch vergessene Raum.

Funktionalität der Städte Wenn er an gut strukturierten Bushaltestellen die Körper säuberlich stapelt, um die beste Raumnutzung zu bieten (indem er die Bankflächen auch von unten «besetzt»), nimmt Willi Dorner den Ordnungswahn und die Funktionalitätsmanie auf die Schippe. Mit dem Dialog zwischen Tanz und Architektur ist es nicht getan. «Ich wünsche, dass die Stadtbewohner ihres Umfeldes überhaupt wieder gewahr werden, auch bei Unscheinbarem aufmerken. Und mehr: Sie sollen den städtischen Raum wieder zurückgewinnen können!» Die Leiterin des Centre Pompidou reizte der Gedanke, mit ihrer beauftragten Kunst auch mal Stadtteile verkehrstechnisch lahm zu legen. «Störungen und Irritationen» nennt sie das dann. Denn wo der Fussgänger zur Site-Specific-Kontemplation eingeladen wird und weitere Neugierige anlockt, gerät so manche städtische Funktion ins Stocken.

Dass dabei der rhythmische Charakter von Bewegung, ja die verschiedenen Dynamiken von Bewegung im Tanz auf der Strecke bleiben, nimmt der Choreograf in Kauf. «Ich will in dieser Alltagshektik das Meditative verbreiten.»

Wer also noch die rebellische Bewegungswut der New Yorker Strassentänzer in Erinnerung hat, die den öffentlichen Raum verunsicherte, sieht sich also enttäuscht. Aber die wollten toten Beton zum Beben bringen und die Wüste der Vorstädte pulsieren lassen. Auch eine durchaus geländetypische Antwort...

Inhärente Bewegung Heidi Amisegger, die Leiterin der öff öff productions in Bern, produziert seit fünfzehn Jahren für besonderes Gelände. Ob für Brücken oder hohe Wände, bei ihr ist Akrobatik mit im Spiel. Trisha Browns Wandgang treibt sie gar auf die Spitze, wenn sie ihre Leute kopfunter wandeln lässt (upside-down-walk). Indem sie gern angeseilt arbeitet, kann Dynamik ungewohnte Ausmasse annehmen. Obwohl, auch wieder nicht: kennt man schon vom Bungee-Jumping. Wenn wir nicht jede rhythmisiert vorgeführte Bewegung Tanz nennen wollen und nicht jede Erweiterung des Bewegungsspielraums (in den Lüften) als tanzförderlich ansehen, dann müssen wir uns um ein konkretes Beispiel bemühen: Die Aufführung mit Alphorn auf dem Dach des Zentrum Paul Klee.

Das Markante an diesem Gebäude von Renzo Piano, das wellenförmige Stahldach, hat die Statur eines Wahrzeichens. Da das Dach in die umliegenden Äcker einfliesst, kann man es beim Spazieren betrachten: «Das glänzende Metall spiegelt den Himmel wieder und erinnert mich an die Gletscher. Die tiefen Rillen zwischen dem wellenförmigen Gerippe sind wie Gletscherspalten. Das nutzten wir.» Tatsächlich, beim Erklimmen der Höhen sinkt immer wieder jemand in die Spalten ab. Die abwechselnden Posen, auf allen Vieren, die steil dem «Berg» zugeneigt stehen, auf dem Hintern rutschend und plötzlich absackend, bietet an sich Material genug für einen Tanz. Die Choreografin macht uns auf einen neuen Aspekt aufmerksam, den die vorigen Choreografen übergingen: «Die Architektur hat eine inhärente Bewegung. Diese wollte ich aufzeigen».

Die Sinuskurve des Paul-Klee-Zentrums Sehen wir Bewegung am Dach, weil wir die Wogen

des Meeres assoziieren? Weil laue Hügelketten zum Wandern einladen? Weil die Bahnen uns an die parallelverlaufende Autobahn und ihre Geschwindigkeit gemahnt? Neben solchen kontext- und kulturabhängigen Antworten gibt es vielleicht auch welche, die mit der Gleichförmigkeit der Struktur zusammenhängen. Die regelmässige Reihung von Wölbungen der Sinuskurve versinnbildlicht in der Mathematik unter anderem die harmonische Schwingung, also Bewegung. Sowohl der Feder- als auch der Fadenpendel, einmal in Bewegung gebracht, schwingt (ohne Luftwiderstand) je in einer konstanten Auslenkung und Dauer. Die Amplitude und die Schwingungsdauer sind den Koordinaten der Sinuskurve abzulesen. Es steckt noch mehr ablesbare Bewegung hinter dieser Kurve: Die Dynamikveränderung des Pendels. Die Höhen und Tiefen der Kurve entsprechen dem Umschlagspunkt des Pendels, an welchem die Geschwindigkeit null ist. Zwischen ihnen wird's rasant. Wo die Beschleunigung am grössten ist, ist die Spitze der Cosinuskurve - welche genauso harmonisch sich hinwellt. Ist das zu abstrakt? Ganz ähnliche Kräfte sind aber am Werk, wenn wir uns oben auf der ersten Höhe des Dachs platzieren würden. Unsere potentielle (die sogenannte Lage-)Energie lassen wir frei, indem wir gegen das Tal rennen, unten angelangt ist diese Fallkraft gehemmt und lediglich der Schwung gibt uns Auftrieb. Die Reibungskraft können wir nicht ausschalten, also kompensieren wir das letzte Stück mit Muskelkraft. Am oberen Punkt spüren wir ein leichtes Verhalten (Geschwindigkeit null), spüren wohl aber unser «Potential», bevor wir uns ins nächste schwingende Ereignis stürzen. Wäre es möglich, dass wir am Bau diese Bewegung als «inhärente» wahrnehmen? Bei dieser Erklärung spielte aber erneut der Rhythmus der architektonischen Struktur eine Rolle. Rhythmus finden wir aber in dieser öff-öff-Produktion keinen. Rhythmus ist bis auf eine Ausnahme weder im Bewegungsablauf auszumachen, noch in der Musik. Damit scheint aber die Aufführung wie auseinanderzufallen. Das Gelände ist weit, die Tänzer verliert man aus dem Blick. «Das ist bezweckt» bemerkt Heidi Amisegger, «es geschieht wie in der Natur: Auf einen Ruf eines Horns oder Tiers folgt eine Antwort. Man weiss nur nicht wann und nicht wo.»

Ja, auf manchem Gelände kann man sich halt auch verlieren. Eines ist sicher, wenn man sich auf eine Site-Specific-Veranstaltung begibt: Unmöglich zu wissen, was einen erwartet auf dem betanzten Platz.

WWW.TANZKRITIK.NET

Die nächsten Folgen von «Tanz der Gegenwart»:
VIII. Folge: Software & Tanz
IX. Folge: Tanz wird reif fürs Alter (oder wahlweise: Das Alter im Tanz)

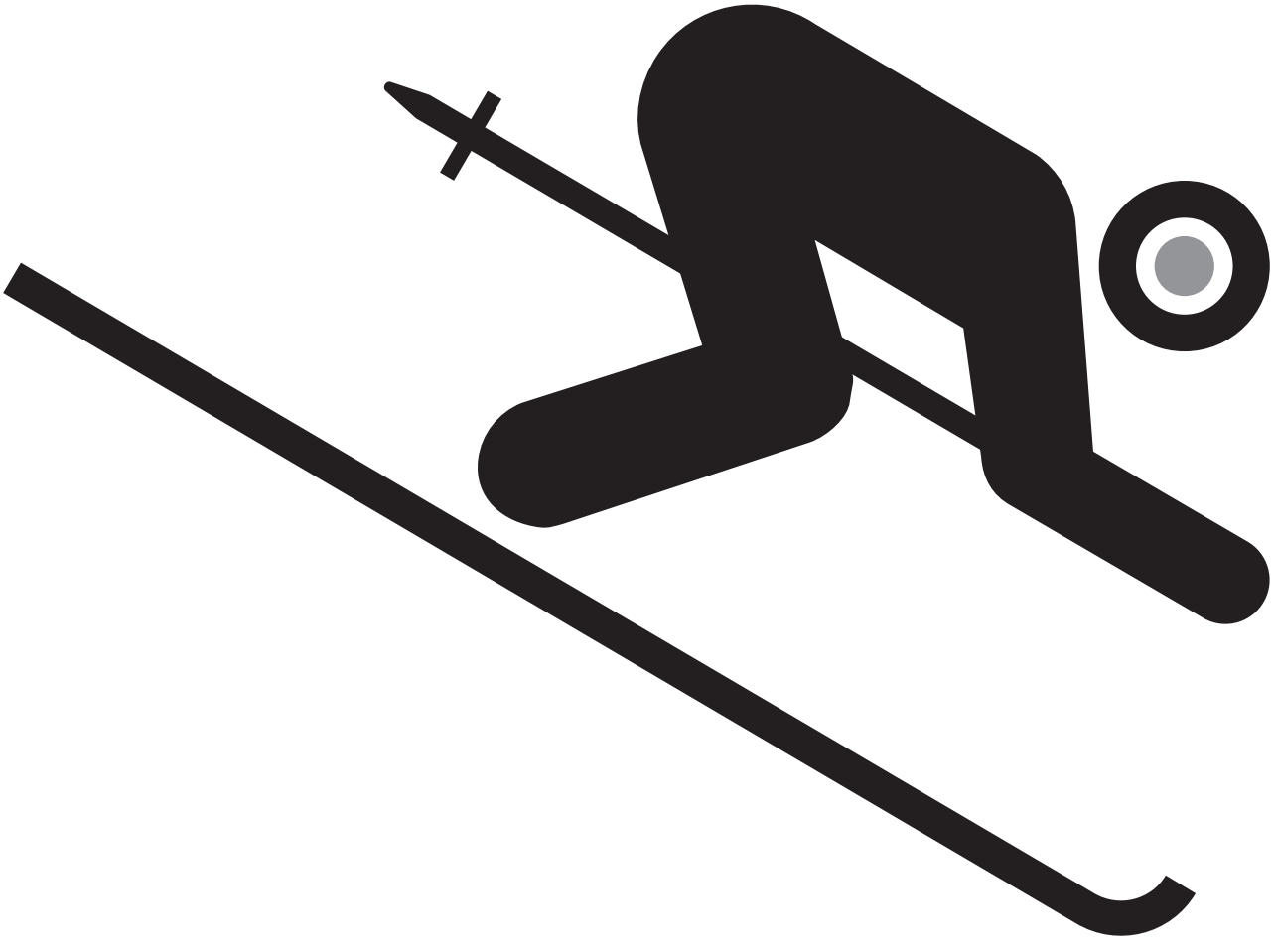
AUSBLICK TANZ

Zürich
Im Januar scheint Zürich seine Tanzszene dem Winterschlaf zu überlassen. Da lohnt es sich, sich den Spielplan des Opernhauses vorzunehmen.
Artifact (vgl. ensuite Nr. 68): 2. Januare, 13:00h
Le souffle de l'esprit/Oktett/Brahms - ein Ballettabend/Before nightfall (vgl. ensuite Nr. 62): 24. Januar, 14:00h
Don Quixote: 29. Januar, 19:30h, 31.Januar, 20:00h
Ort: Opernhaus Theaterplatz, Tel. 044 268 66 66

Bern
In Bern ist es auch das gutsubventionierte Haus, das die Tänzer beheizt auf Hochtouren hält und gar mit einer Premiere aufwartet. Der soeben beim Festival Tanz In. Bern mit dem Schweizer Tanzpreis gekürte Guilherme Botelho lässt sich zum ersten Mal von einem Stadttheater und einem vorgegebenen Thema inspirieren: Shakespeares Sturm ist angesagt. Zuvor wird dieser in der Bearbeitung der Ballettdirektorin präsentiert (in der Fassung des Royal Opera Houses. Das Schweizer Publikum darf den englischen Titel gleich mitgeniessen).
Such stuff that dreams are made of: 21., 27., 28. Januar, 19:30h
Stadttheater, Vidmar Hallen, Könizstrasse 161. Tel. 031 311 95 65

Tage des schweizerischen zeitgenössischen Tanzes
Der zeitgenössische Tanz scheint mit den Zugvögeln gen Süden gereist zu sein. Hier wird man sicher fündig, wenn man Neuentdeckung machen möchte, z.B. mit choreografischen Anfängen der brillanten und spannenden Tänzerin Maud Liardon. Oder mit einem interaktiven Spiel, bei dem das Publikum das Setting des Tanzes mitbestimmen kann. Ob damit das choreografische Potential eines Ex-Prix-de-Lausanne-Preisträgers und Ex-Cunningham-Tänzers Foofwa d'Imobilité erhöht wird?
Datum: 22. -25.Jan.
Ort: verschiedene Spielstätten im Tessin, www.swissdancedays.ch

Betanzter Platz in Graubünden
Ein Site-Specific-Tanz wird im südlichen Graubünden im Rahmen der o.g. Tanztage geboten. «Basislager» ist der Titel. Es behandelt (auch kulturelle) lokale Besonderheiten des ehemals abgeschiedenen Ortes, das nun vom Transit gezeichnet ist.
Datum: 24. Januar, 9:30 bis 15:00h
Ort: Val Mesolcino & Val Calanca



PROGR FERTIG LOS!

JANUAR 09 | DI 13.01. SLIDE NITE 18 | SA 17.01. VERNISSAGE: LOGE «REINE VERNUNFT» | DO 22.01. VERNISSAGE: «ARTWORK» – AUSSTELLUNG DER DIPL. GRAFIK-DESIGNER | FR 23.01. TANZNACHT | DI 27.01. TACHELES XLII: DIRECTOR'S TALK | FR 30.01. SONARRAUM U64 | SA 31.01. BESWINGT! | WWW.PROGR.CH

PROGR

ZENTRUM FÜR KULTURPRODUKTION

EIN PROJEKT DER ABTEILUNG KULTURELLES BERN

Waisenhausplatz 30 | CH-3011 Bern | www.progr.ch

MUSIKER IM GESPRÄCH

ein stück irland in der schweiz

Von Hannes Liechti – Interview mit David Brühlmann und Stefanie Aeschlimann von An Lár

Bild: An Lár (v.l.n.r.): Jürg Frey, Stefanie Aeschlimann, David Brühlmann, Matthias Hofer. Foto: Reto Camenisch

■ Schon seit über fünfzehn Jahren besteht die mittlerweile vierköpfige Berner Celtic Folk Band «An Lár». Ende Januar taufen sie im Bären Münchenbuchsee ihr viertes Album «Yarn». Ein Interview mit und über An Lár und Irish Folk in Irland und der Schweiz.

ensuite – kulturmagazin: Bald erscheint die neue CD von An Lár. Sie heisst «Yarn». Übersetzt heisst das Garn. Was steckt hinter diesem Titel?

David Brühlmann: Der Titel unserer neuen Platte bedeutet übersetzt Seemannsgarn. Wenn du auf Englisch jemandem sagst «You're telling yarn», heisst das soviel wie «Du erzählst wieder irgendein Geflunker».

Ist «Yarn» eine Platte mit Seemannsliedern?

David: Ja, das stimmt ein Stück weit. Ich selbst bin ein alter Wasserfan. In zwei Texten von mir auf der neuen Scheibe geht es um Wasserliebhaber. Der eine Text handelt zum Beispiel von Bootsbauern. Ich habe darüber einmal eine DOK gesehen. Bis in die 50er Jahre hinein gab es in der Normandie und in der Bretagne einige Jungs, die der Küste entlang zogen und Schiffe bauten. Diese waren immer auf die gleiche, einfache Art konstruiert. Egal ob gross oder klein.

Das andere Lied ist die Geschichte von einem Mann, der vom Wasser angezogen wird, gleichzeitig von diesem aber abgelehnt wird. Nur die Meerjungfrauen singen für ihn. Das war eigentlich der Grund für diesen «Seefahrertouch», den das neue Album jetzt bekommen hat.

Auf dem Cover sieht man eine Garn-Aufwickelmaschine...

David: Nein, das ist ein Barograph. Ein Barometer, der den Verlauf des Luftdrucks aufzeichnet. Ich weiss, es sieht aus wie eine Nähmaschine.

Stefanie Aeschlimann: Die aufgezeichnete Linie des Luftdrucks geht dann weiter und fliesst innerhalb des Booklets in unsere Portraits über, die Matteo gezeichnet hat, und wird so zum eigentlichen Garn, das uns umspinnt.

An Lár bedeutet auf Gälisch «Das Zentrum». Welches Zentrum ist damit gemeint?

David: Das muss man nicht so eng sehen. An Lár ist einfach Gälisch und steht in Dublin auf jedem zweiten Bus und in ganz Irland auf fast jedem Wegweiser.

Stefanie: Der Name ist uralt und prägt unsere Band schon fast seit ihren Anfängen. Man kann An Lár als Wegweiser zu einem Zentrum hin verstehen. Das Zentrum von An Lár sind wir zu viert.

David: Das hast du jetzt sehr schön gesagt. (lacht)

Seit wann gibt es An Lár?

Stefanie: Das ganze begann – wir wissen es selber nicht mehr so genau – ungefähr 1992/93 als Trio. Jürg ist der einzige, der seit dem Anfang dabei ist. Ein Jahr später stiess ich zur Band und wir waren lange zu fünft unterwegs. 1999 gab es einen Wechsel: David kam zu uns und ein Jahr später schliesslich Matteo. Bis vor zwei Jahren waren wir dann zu sechst. Seit 2006 existiert nun eigentlich die heutige Viererformation.

Zeitweise wart ihr sogar zu siebt unterwegs. Wie habt ihr die Umstellung von dieser grossen Gruppe zu einem Quartett erlebt?

Stefanie: Durch die Umstellung wurde das Ganze sehr transparent und intensiv. Die Band wurde kleiner, die Zahl der Instrumente blieb aber gleich hoch.

David: Es kamen sogar noch mehr dazu.

Stefanie: Die Musik konnte davon nur profitieren. Die Arrangements wurden zwangsläufig klarer, feiner und ausgeklügelter...

David: ... und abwechslungsreicher. Durch die vielen Instrumentenwechsel, die nötig wurden, ändert sich laufend die Farbe der Songs. Gleichzeitig ist ein Quartett, wie Stefanie schon gesagt hat, auch viel intensiver: Jeder muss einen weitaus grösseren Platz einnehmen als noch in der grösseren Formation.

Wie seid ihr dazu gekommen, Irish Folk zu spielen?

David: Da hat jeder seine persönliche Geschichte.

Stefanie: Nach vielen Jahren Klassik hatte ich keine Lust mehr darauf und war auf der Suche nach neuen Möglichkeiten. Auf einer Irlandreise erlebte ich die Spielfreude der irischen MusikerInnen und war sofort hell begeistert.

David: Bei mir ist es total schräg. Ich hatte lange ein Rockduo, das sich langsam ausbaute und entwickelte. Später kam Karin Widmer dazu, die parallel auch bei An Lár dabei war. Plötzlich sagten die Leute, unser Sound klinge irisch und wir bekamen Anfragen von einigen Irish-Festivals. Bis dahin war ich aber noch nie selbst in Irland gewesen und wusste wenig von irischer Musik. Eine spätere Irlandreise, auf welcher auch einige Bandmitglieder von An Lár dabei waren, gefiel mir derart, dass ich mich endgültig für Irish Folk zu interessieren und begeistern begann. Dann suchte An Lár plötzlich einen Sänger und ich sang bei einem Konzert einige Lieder mit. Seither blieb ich hängen.

Stefanie: Nach dem Konzert war es für uns klar, dass David bleiben muss, zu gut hat er zu uns gepasst. Er konnte gar nicht anders. (lacht)

Ihr bezieht eure Motivation und Inspiration also unter anderem direkt aus Irland. Und doch spielt ihr keinen reinen Irish Folk.

Stefanie: Wir schöpften immer aus dem grossen Fundus der traditionellen Musik Irlands. Typische, irische Gassenhauer und Schunkelsongs wie «Drunken Sailor» oder «Whiskey in the Jar» haben wir allerdings nie gespielt. Mit der Zeit begannen wir, immer mehr Eigenkompositionen zu spielen. Schon auf «Bümpliz Süd», unserem letzten Album, ist einiges davon zu hören. Auf «Yarn» schliesslich stammt fast die Hälfte der Songs und Tunes aus unserer eigenen Feder.

David: Dazu kommt, dass wir unseren Stil eigentlich mit Celtic Folk und nicht nur mit Irish Folk umschreiben. Das hat den Grund, dass traditionell irische Musik grundsätzlich relativ eintönig ist. Es gibt verschiedene rhythmische Grundformen wie der Reel oder der Jig, die dann immer gespielt werden. Wenn der Zuhörer diese Formen nicht kennt, wird es für ihn schnell langweilig. Deshalb greifen wir seit jeher auch auf bretonisches oder schottisches Material zurück. Wir spielen sogar ein Stück aus Asturien.

Stefanie: Durch diese Mischung und auch durch die Instrumentierung wird unsere Musik viel abwechslungsreicher - vor allem für Leute, die sich innerhalb des Irish Folk nicht gut auskennen.

Ihr habt gerade von der Instrumentierung gesprochen. Was benutzt ihr für Instrumente?

Stefanie: Neben den in der Irish-Folk-Kultur traditionell sehr stark verankerten Instrumenten wie Fiddle, den verschiedenen Whistles und Flöte benutzen wir auch «modernere» Begleitinstrumente wie Gitarre, Banjo, Mandola sowie Knopfakkordeon und Konzertina.

David: Als rhythmische Grundlage spiele ich Bodhrán. Das ist eine irische, mit Ziegenfell bespannte Rahmentrommel.

Ein enormer Reichtum an Instrumenten. Wie setzt ihr das um? Arrangiert ihr die Stücke?

David: Ja, bei uns ist praktisch alles durcharrangiert. Die vielen Breaks, Takt- und Rhythmuswechsel, die wir einbauen, lassen wenige Freiheiten zu. Wir arbeiten ganz klar auf Konzerte, beziehungsweise auf eine Platte hin. Ganz im Gegensatz zu traditionellen, irischen Sessions. Die sogenannten Sessions sind ein zentraler Bestandteil der irischen Musik. Bei einer Session musiziert eine Gruppe MusikerInnen in einem irischen Pub zusammen.

Stefanie: Genau. Bei diesen Sessions beginnt ein Musiker mit einem Stück, sei es ein Jig oder ein Reel, und die anderen steigen dazu ein. Die rhythmische Grundform wird beibehalten, während die Melodie gewisse improvisatorische Freiheiten erlaubt. Das sind ungeschriebene Regeln, nach welchen diese Sessions jeweils ablaufen.

David: Eine Session in einem irischen Pub ist ein fantastisches Erlebnis. Man sitzt um einen Tisch herum mit MusikerInnen, die man zuvor noch nie gesehen hat. Kennt man das Stück, spielt man mit. Kennt man es nicht, hört man zu oder trinkt sein Bier. Wir finden aber, dass eine solche Session nicht auf eine Bühne gehört. Es braucht den Rahmen des Pubs mit dem fliessenden Übergang vom Musiker zum Zuhörer. Eine Session ist nicht wie ein Konzert als primäre Unterhaltung gedacht, sondern in erster Linie als Austausch unter MusikerInnen. Das passt nicht auf eine Bühne.

Werden hier bei uns in der Schweiz auch solche Sessions gespielt? Organisiert ihr selbst welche?

Stefanie: Ja, es gibt da sogar eine relativ grosse Szene. In Steffisburg zum Beispiel werden immer wieder welche organisiert. Wir haben allerdings selten Gelegenheit, daran teilzunehmen. Vielmehr veranstalten wir ab und zu selber Sessions, an welchen wir als Band mit einigen befreundeten MusikerInnen teilnehmen.

David: Oder mit anderen Bands. Vor kurzem kam eine Band aus Irland in die Schweiz, die wir gut kennen. An ihrem konzertfreien Tag kamen sie dann zu uns und wir spielten einen Abend lang zusammen. Das war grossartig.

Der Austausch mit irischen MusikerInnen ist euch also sehr wichtig?

Stefanie: Gerade in einer Musik, wo es praktisch keine Noten gibt, ist dieser Austausch sehr wichtig. Irische Musiker besitzen ein riesiges Repertoire an Melodien, die sie auswendig kennen und auch spielen. Damit füllt man sich ein Tape oder eine MiniDisc und lernt es zu Hause.

David: Die alte Variante ist aber immer noch die, dass man es direkt im Pub lernt. In Irland reist man dafür herum, weil man weiss, jeden Donnerstag spielt der und der in dem und dem Pub.

Stefanie: Von einer Session nimmt man enorm viel mit nach Hause. Wir waren zwar noch nie als Band zusammen in Irland. Einzelne von uns gehen aber immer wieder hin und spielen dann auch selbst an Sessions mit.

Wie gehen die irischen MusikerInnen damit um, wenn ihr als «Touristen» an diesen doch sehr traditionellen Sessions teilnehmt?

Stefanie: Das hat sich etwas gewandelt. Ich gehe schon seit bald fünfzehn Jahren regelmässig nach Irland. Es gibt jetzt zunehmend Sessions, wo man das Bier selber bezahlen muss. Früher hiess es «Oh hello, you're a musician? Come in and sit down.». Dann bestellte man und bekam den ganzen Abend dieses Getränk serviert. Heute hat diese spezielle Art der Gastfreundschaft etwas nachgelassen. Häufig erleben wir aber positive Reaktionen, obwohl man sagen muss, dass die irischen MusikerInnen einem schon sehr genau auf die Finger schauen. Dafür würdigen sie es dann auch, wenn man mithalten kann.

Habt ihr bestimmte Vorbilder?

Stefanie: Da hat natürlich jeder seine eigenen Solo-MusikerInnen als Vorbild, je nach Instrument. Es gibt aber auch Bands, die wir alle toll finden, wie zum Beispiel LAU, ein Trio aus Schottland. Was uns an ihnen vor allem gefällt, sind die grossartigen Arrangements ihrer Songs, die allesamt Eigenkompositionen sind.

David: Aber auch rein traditionelle Bands aus Irland, wie zum Beispiel Dervish, könnte man als unser Vorbild bezeichnen.

Gibt es in der Schweiz ausser An Lár auch noch andere Irish Folk Bands?

Stefanie: Es gibt tatsächlich nur etwa vier, fünf Bands, die wirklich aktiv sind. Dazu gehören in der Westschweiz zum Beispiel Eowyn und Elandir oder Inish aus dem Raum Zürich.

In den letzten Jahren wuchs die Anhängerschaft des Irish Folk enorm. Spürt ihr das?

David: Ja. Wir sehen vor allem immer mehr junge Leute in unserem Publikum. Das muss unter anderem auch mit diesem Mittelalter-Boom zusammenhängen. Innert weniger Jahre ist da eine relativ grosse Szene entstanden, mit Mittelaltermärkten, Ritterspielen und allem Drum und Dran. «Lord Of The Rings» war da gewiss nicht unschuldig, obwohl das alles ja eigentlich nichts mit Irish Folk zu tun hat.

Zum Schluss möchte ich noch auf eure Texte zu sprechen kommen. Neben den Instrumentalkompositionen sind etwa die Hälfte eurer Stücke

Lieder. Einerseits traditionelle, andererseits aber auch selbst geschriebene. Es sind alles Geschichten. Sei es die Geschichte über den Farmer Michael Hayes oder über ein Gerstenkorn.

Stefanie: Die Tradition des Geschichtenerzählens ist in der irischen Kultur sehr wichtig und tief verankert. Ich war auch schon an einer Session, wo plötzlich ein alter Mann aufstand, von dem man nicht dachte, dass er sich noch zu Wort melden würde, und ein traditionelles irisches Lied mit etwa zwölf Strophen sang. Dabei war das ganze Pub still. Das sind Geschichten, die aus der bewegten Vergangenheit Irlands, aber auch aus dem eigenen Dorf und Erfahrungshorizont erzählen.

Wie zum Beispiel «The Wind That Shakes The Barley», das David an euren Konzerten jeweils alleine singt. Im gleichnamigen Kinofilm von Ken Loach singt eine alte Mutter dieses Lied am Grabe ihres im Unabhängigkeitskrieg getöteten Sohnes.

David: Ja, genau. Diese Lieder wurden teilweise auch über Generationen hinweg mündlich weitergegeben und immer wieder aktualisiert und mit neuen Strophen versehen. Ein wichtiges Thema ist auch der «Irish Rover». Einer, der auszieht, auf Wanderschaft geht und später wieder heimkehrt. Auch dieses Bild ist tief in der irischen Geschichte mit seinen enormen Emigrationsströmen verankert.

Versucht ihr diese Tradition des Geschichtenerzählens auch auf eure eigenen Texte zu übertragen?

David: Ja natürlich. «The Three-Cornered Hat» von «Bümpliz Süd» zum Beispiel ist die Geschichte einer Bretagne-Reise von mir, die ich offensichtlich einmal verarbeiten musste. (lacht) Was ich übernehme ist also die Idee des Geschichtenerzählens sowie die Sprache. Inhaltlich orientiere ich mich an meinem eigenen Erfahrungshorizont. Der Titel «Bümpliz Süd» macht's vor.

Und auf die eingängigen Texte der bekannten irischen Pubsongs verzichtet ihr. Wieso eigentlich?

Stefanie: Schon nur, um das Niveau etwas zu heben. (lacht)

David: Es würde auch relativ schnell langweilig werden, weil man diese Songs schon zu viel gehört hat. Wenn man sie so arrangieren würde, dass sie wieder etwas interessanter wären, dann würden sie vom Publikum kaum akzeptiert werden. Es gibt meiner Meinung nach schon genügend gute Versionen dieser Songs. Vielmehr möchten wir mit An Lár etwas Neues, Anspruchsvolles schaffen und unsere Konzerte nicht zu einem Wunschkonzert von irischen Pubsongs machen.

Wie stark fühlt ihr euch der irischen Tradition verpflichtet?

David: Mit unserer Musik stehen wir eigentlich mitten in dieser Tradition. Allerdings versuchen wir nicht, diese möglichst authentisch abzubilden.

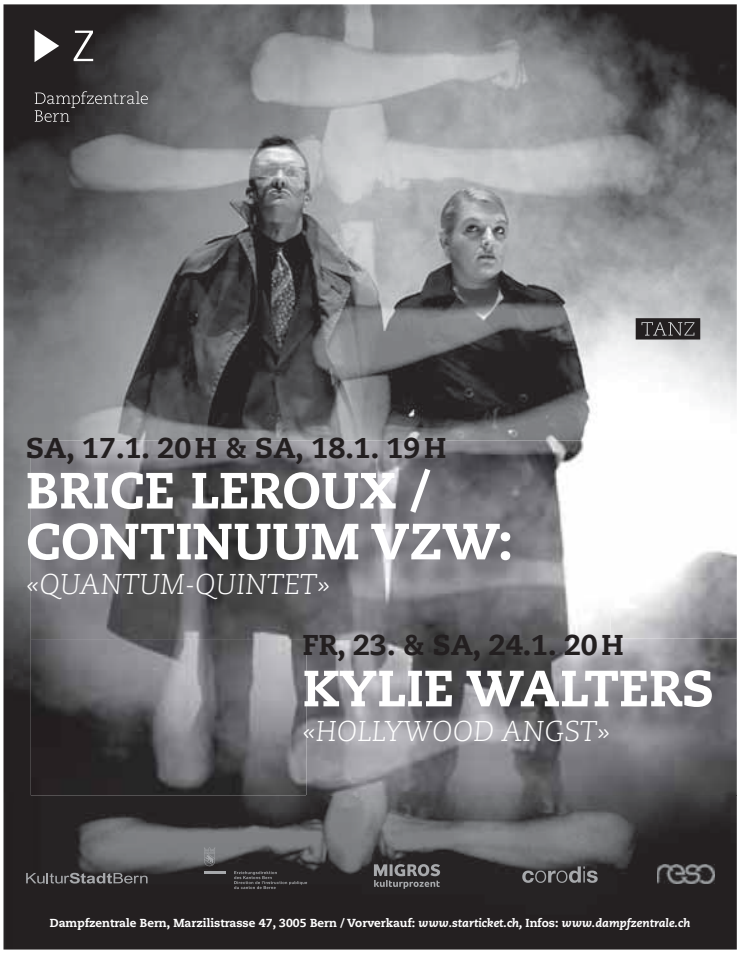
Stefanie: Wir wollen etwas Neues, Eigenes daraus machen. Deshalb schreiben wir eigene Kompositionen und spielen nicht ausschliesslich Irish Folk.

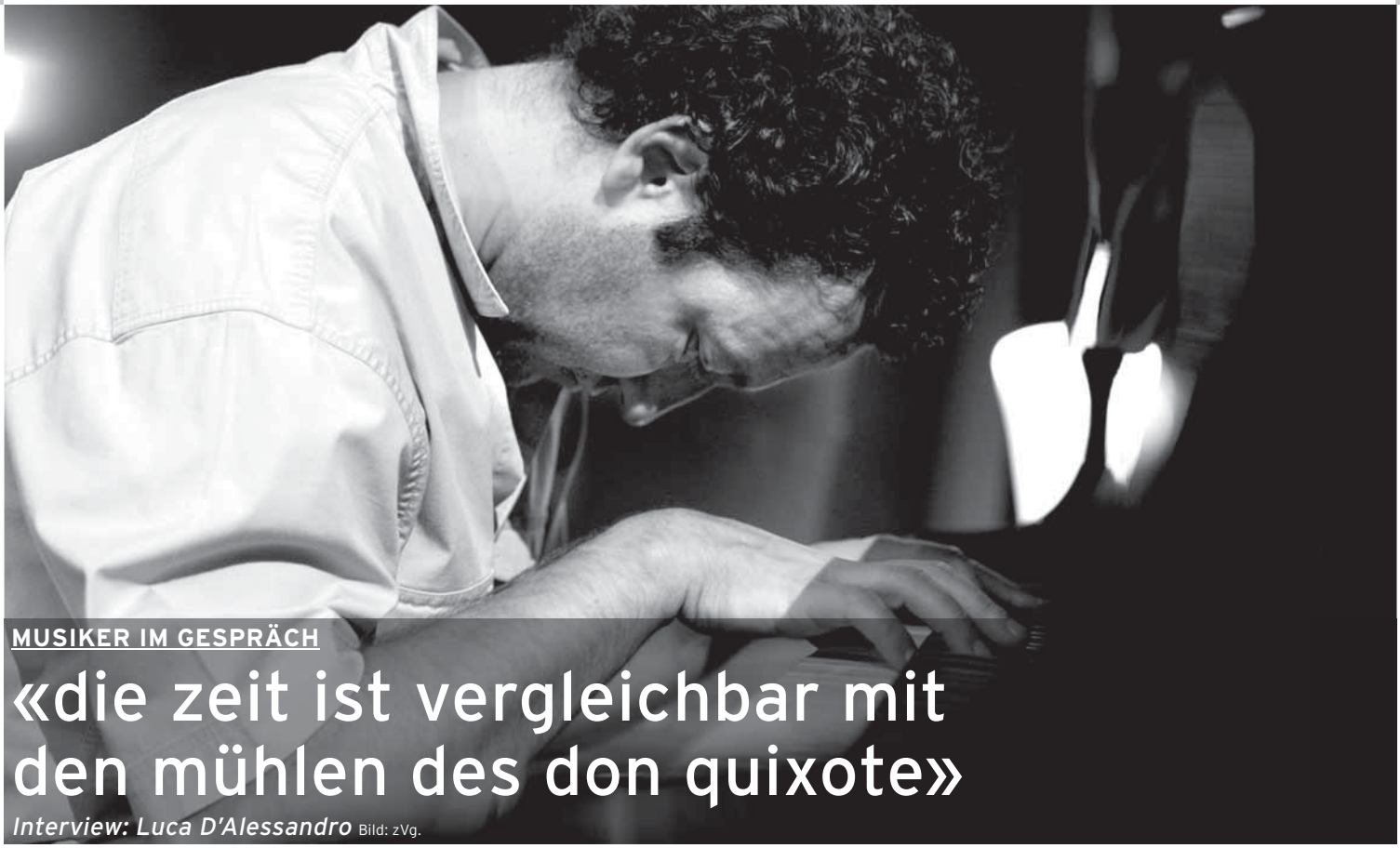
David: Es gibt ja eigentlich auch keinen authentischen Irish Folk. Dafür hat sich die Musik zu fest entwickelt und dafür gibt es auch zu viele regional unterschiedliche Stile.

Stefanie: Diese Mischung aus Eigenem und Traditionellem konnten wir auf «Yarn» bislang sicher am Besten verwirklichen.

«Yarn» kann ab 31. Januar unter www.anlar.ch bestellt oder im Jecklin gekauft werden.

31. Januar: CD Release Party im Bären, Münchenbuchsee.





MUSIKER IM GESPRÄCH

«die zeit ist vergleichbar mit den mühlen des don quixote»

Interview: Luca D'Alessandro Bild: zVg.

■ Cesare Picco wird in Japan als Geheimtipp gehandelt. Zu Recht, zählt der Pianist aus dem norditalienischen Vercelli zu jenen Komponisten und Performern, die mit neuen Ideen musikalische Trends setzen. Gemeinsam mit dem japanischen Sound Designer Taketo Gohara hat er im Herbst das Album «Il Tempo Di Un Giorno» - auf Deutsch übersetzt «Der Zeitraum eines Tages» - aufgenommen. Ein innovatives Werk, das Klassik und Elektronik in sich vereint und verschiedene Einflüsse aus Europa und Fernost berücksichtigt.

Im Gespräch mit ensuite - kulturmagazin offenbart Cesare Picco seine Liebe zu Japan, die tägliche Auseinandersetzung mit der Zeit und seine Suche nach dem für seine Arbeit notwendigen Lebenselixier: Der Inspiration.

ensuite - kulturmagazin: Cesare, mit etwas Verspätung ist dein Album «Il Tempo Di Un Giorno» auf den Markt gekommen. Bist du erleichtert?

Cesare Picco: Ja, sehr. Früher hätte ich gesagt, solche Verspätungen seien für Italien typisch. Inzwischen habe ich erfahren, dass Verzögerungen in der Musikbranche allgemein üblich sind. Am Ende hat das Album den Weg in die Regale der Musikgeschäfte doch noch gefunden. Das freut mich, besonders wenn ich an die Zeit, die Liebe und die Sorgfalt denke, die darin steckt.

Verglichen mit deinen Vorgängeralben ist das neue Album auffällig ruhig.

Nach der Publikation von «My Room – Groovin Piano» im 2005 habe ich einen Wandel vollzogen. Ich habe mich auf mildere Melodien und Klänge besonnen, nicht zuletzt dank des Einflusses von Sound Designer Taketo Gohara. Mit ihm habe ich einen neuen Sound entwickelt: Eine Mischung aus Klassik und Elementen aus der elektronischen Musik.

Kannst du das verdeutlichen?

Die Vorstellung, dass zwei Klänge aus völlig unterschiedlichen Quellen aufeinandertreffen und eine derart stimmige Einheit bilden, fasziniert mich. Bei jedem Auftritt bilden Taketo und ich eine neue Sprache. So unterschiedlich diese jedes Mal ausfallen kann, so verschiedenartig wird sie von den Hörerinnen und Hörern auch wahrgenommen. Die einen nehmen diese Sprache oberflächlich wahr, sie finden sie entweder schön oder nicht. Die anderen hingegen versuchen sie zu ergründen, indem sie einen persönlichen, emotionalen Bezug herstellen. So geschieht es mir, wenn ich eine meiner Aufnahmen bewusst anhöre: Ich erkenne meine eigene Inspiration und das Umfeld, das mich zu dieser Eingebung gebracht hat. Wenn ich durch die Strassen Mailands gehe und mich auf die Geräusche um mich herum konzentriere, höre ich im ersten Moment eine Mischung aus Natur- und Motorengeräusch – nichts Spektakuläres, lediglich Lärm und Gebrumm. Wenn ich mich aber auf diese Geräusche bewusst einlasse, erfasse ich viel mehr: Ich höre Bach, Brahms, Keith Jarrett oder Sakamoto. Vermutlich bin ich der Einzige, der in dieser Geräuschekonstellation genau diese Liaison herstellt. Andere würden etwas vollkommen anderes entdecken – etwas persönlich Gefärbtes.

«Il Tempo Di Un Giorno» ist innerhalb von 24 Stunden entstanden. Wie kann man sich das vorstellen?

Es handelt sich um ein Experiment, das Taketo Gohara und ich spontan eingegangen sind. Ich erinnere mich ganz gut an jenen Abend, als wir uns zur Vorbesprechung der Aufnahmen getroffen haben. Ich hatte bereits ein paar Kompositionen zu Papier gebracht, als ich Taketo aus einer plötzlichen Laune heraus aufforderte: «Komm, lass uns die Mikrofone einschalten und 24 Stunden lang unsere Ideen, spontanen Einfälle und Inspiration einfangen.» Taketo wurde etwas stutzig, fand die Idee aber reizvoll. Wir legten sofort los. Am Ende des nächsten Tages hatten wir eine ganze Menge musikalischen Rohmaterials gesammelt, welches wir für das Album nur noch anzuordnen brauchten.

Die Zeit scheint in diesem Album das Leitmotiv zu sein. Zum einen findet sich der Begriff im Titel wieder, zum anderen hast du dir für die Produktion einen engen zeitlichen Rahmen gesetzt. Wie wichtig ist Zeit für dich?

Ich sinniere immer wieder über meine persönliche Vorstellung von Zeit. Gerne stütze ich mich dabei auf Shakespeare, der in etwa sagte, Zeit werde von allen Menschen mittels verschiedener Rhythmen anders erlebt. Als Musiker gefällt mir am Zitat die Verbindung aus den Worten Zeit und Rhythmus. Ich erforsche die Zeit, die sich in einem Klang verbirgt. In den wenigen Sekunden, in denen er erklingt, sehe ich die Zeit eines Lebens vor mir. Die Zeit ist vergleichbar mit den Mühlen aus Cervantes' Don Quixote. Ähnlich wie der Romanheld

sich gegen Windmühlen behaupten muss, setze ich mich mit der Zeit auseinander: Zeit habe ich nie genug, ich bin ständig unter Druck, und paradoxerweise findet in einer einzigen Sekunde, in der ich am Klavier einen Klang spiele, ein ganzes Leben Platz.

Ein Mühlrad braucht stets frischen Wind, damit es drehen kann. Wo findest du Inspiration für Neues?

Ich inspiriere mich auf meinen Reisen durch die Welt, aber auch in meinen mentalen Reisen: Ich lese gerne und lasse mich von visuellen Elementen anregen, von Filmen und – ganz banal – vom alltäglichen Leben. Das ist der Wind, der meinen Geist erfrischt und mich auf neue Ideen bringt.

In der europäischen Jazzszene scheint der Wind nach Osten gedreht zu haben: Die deutsche Jazzformation re:jazz zum Beispiel hat im vergangenen Jahr gleich zwei Hommagen an die japanische Musikkultur publiziert. Auch du hast mit Taketo Gohara den Blick nach Fernost gerichtet. Woher kommt dieses Interesse?

Angesichts der weltweiten Krise im Musikgeschäft ist der japanische Markt im Vergleich zum europäischen einträglicher. Japanerinnen und Japaner greifen für gute Musik gerne mal in die Tasche. In Europa hingegen wird leider viel kopiert. Es ist daher nachvollziehbar, dass sich die Musikbranche verstärkt auf den japanischen Markt konzentriert. Abgesehen davon bietet die japanische Kultur uns Musikern viel Rohstoff für neue Inspirationen, Erfindungen und Experimente.

Eine unentdeckte Welt, sozusagen.

Nein, das nicht. Japan ist gut erforscht. Dennoch gibt es viele ungerechtfertigte Klischees, wonach Japaner zurückhaltend seien, wenn nicht sogar kühl im Umgang miteinander. Ich habe das Land vor drei Jahren zum ersten Mal selber bereist und mich vom Gegenteil überzeugt. Es verfügt über einen immensen kulturellen Reichtum, und das Denken der Leute ist sehr differenziert. Ich werde in Japan nie als italienischer Klavierspieler betrachtet, sondern als Europäer. Japaner erkennen den Unterschied zwischen meiner Art, Musik zu machen und jener stereotypisierten italienischen Kultur, wie sie weltweit jeder kennt.

Vermutlich hat das damit zu tun, dass deine Musik etwas Neues ist, also etwas, das gemeinhin nicht bekannt ist.

Schon möglich. Die Akustik elektrifizieren und die Elektronik akustifizieren, das hat in der Tat etwas Innovatives. In meiner Musik gibt es nebst Elektronik und Klassik allerdings noch einen dritten Aspekt, den es nicht zu vernachlässigen gilt, nämlich die Verbindung zum Jazz.

Wie äussert sich diese Verbindung?

Melodisch ist dieser Bezug nicht offensichtlich, methodisch hat meine – oder besser gesagt – unsere Arbeit jedoch sehr viel mit Jazz zu tun. Ich fordere Taketo Gohara immer wieder auf: «Improvisiere mit mir.» Die Improvisationskunst ist typisch für den Jazz. Die Mischung aus akustischen Stilmitteln, Elektronik und der Methode des Jazz lässt eine völlig neue Sprache entstehen.

Eine Sprache, die verständlich und einfach geblieben ist.

Ja, im Kern steckt die Einfachheit, oder wie wir Italiener zu sagen pflegen: «La semplicità». Wenn das Schlichte stilvoll aufgebaut und gelebt wird, wenn darin das Bewusstsein über die eigene Arbeit steckt, dann hat die Verständlichkeit auch eine Tiefgründigkeit. Ich versuche möglichst durchdringend zu komponieren, ganz nach dem Prinzip: Nicht dauernd hinzufügen, sondern auch einmal etwas auslassen. Es gibt viele grossartige Musiker, die technisch auf höchstem Niveau spielen. Leider neigen sie dazu, ihre Kompositionen zu überladen. Das geht meist zu Lasten der eigenen Ausdruckskraft, was ich sehr schade finde.

Das Genre, das du vertrittst, lässt sich nur schwer mit Worten umschreiben. Die einen ordnen dich der Klassik zu, die anderen der Elektronik. Wo siehst du dich?

Ich stelle mir diese Frage immer wieder. Zumindest im Ansatz glaube ich, eine Antwort gefunden zu haben. Ich brauche oft die Bezeichnung «musica totale» (ganzheitliche Musik. Anm. d. Red.). Diese umfasst zum einen meine Ausrichtung auf alles Neue und Unerforschte, zum andern spiegelt dieser Begriff meine Achtung vor der Vergangenheit wieder. In meinem Tribute an Johann Sebastian Bach, «Bach To Me», zum Beispiel kommt dieser Respekt gut zum Ausdruck. Ich bin Bachs Werke mit grösster Sorgfalt angegangen, habe sie gespürt, gerochen, gekaut und verdaut. Stravinsky pflegte zu sagen: «Wer Musik wirklich verstehen will, muss sie zuerst kauen und dann verdauen.» Er hat Recht: Ein Vollblutmusiker muss in die Musik reinbeissen, sie im Munde zergehen lassen, sich dann schlafen legen, damit er am nächsten Morgen aufstehen und sagen kann: «Ja, jetzt habe ich die Komposition verstanden.»

Stell dir vor, du stündest eines Morgens auf und dein Piano wäre nicht mehr da.

Das wäre schlimm. Mein Piano stehlen – unvorstellbar. Etwas jedoch könnte mir nicht genommen werden, nämlich die Geheimnisse, die ich mit meinem Instrument teile. Mein Flügel würde an einem fremden Ort seine Wirkung verlieren und allmählich verstummen.

Wie ist das, wenn du auf Tournee bist? Auf jeder Bühne steht ein anderer Flügel. Sind diese Instrumente in deiner Gegenwart stumm?

(Lacht) Nein, das nicht. Tatsächlich habe ich es jedes Mal mit einem anderen Piano zu tun. Ein Violinist oder ein Cellist kann sein Instrument überallhin mitnehmen. Wir Pianisten haben diese Möglichkeit nicht. Der Vorteil, den wir aber haben, ist, dass wir mit vielen unterschiedlichen Pianos Freundschaft schliessen dürfen. Wir lernen sowohl die Macken kennen, als auch die guten Seiten und kreieren aus diesen Eigenschaften etwas Neues. Vor jedem Konzert flüstere ich dem Instrument zu: «Ich meine es gut mit dir, bitte enttäusche mich nicht.» Der Trick funktioniert in der Regel ganz gut.

Mit Sound Designer Taketo Gohara verbindet dich eine enge Freundschaft. Wie bist du auf ihn gestossen?

Ich habe ihn in Mailand kennen gelernt. Taketo hat als Tonmeister bereits bei verschiedenen Projekten mitgewirkt und mit Grössen aus der internationalen Musikszene zusammengearbeitet. Von diesem Know-how profitiere ich ungemein. Er nimmt aktiv an der Produktion teil; er versteht meine Ideen und kann spontan Dinge umsetzen.

Mit welchen Tonwerkzeugen arbeitet Taketo?

Sein Instrumentarium besteht aus vier Maschinen: Zwei Air Synths, mit denen er gespeicherte Soundeffekte wiedergeben und mittels Handbewegung modulieren kann. Ausserdem setzt er zwei Sequencer ein, die er benutzt, um vereinzelt Pianopassagen zu verzerren und zu wiederholen. Mit diesen Instrumenten und der Sitzordnung geben wir auf der Bühne ein lustiges Bild ab: Wie zwei Beamte, die an ihrem Arbeitsinstrument sitzen und sich gegenseitig anstarren. (lacht)

Ist das nicht verwirrend für dich als Pianist, wenn während des Spiels deine eigenen Sequenzen wiederholt werden?

Nein, keinesfalls, Taketo arbeitet sehr genau. Er stört mit seinen elektronischen Einlagen den Fluss der Melodie nicht. Im Gegenteil: Er hat ein feines Gespür und weiss haargenau, was wohin passt, und wie es eingesetzt werden kann. Taketo handelt im Sinne der Einfachheit. Er fügt nicht wahllos Elemente hinzu, sondern setzt sie gewissenhaft und massvoll ein. Während der Produktion von «Il Tempo Di Un Giorno» gab es nie einen Augenblick, in dem ich mich an seinen Soundeinlagen gestört hätte.

Was sind deine nächsten Projekte?

Für Januar sind diverse Konzerte in Italien geplant, dann kommt am 4. Februar 2009 ein Konzert am Teatro Sociale di Bellinzona hinzu. Im Frühjahr werden Taketo und ich nach Japan reisen, wo wir «Il Tempo Di Un Giorno» veröffentlichen und gleichzeitig eine Reihe von Konzerten geben werden. Nebenbei schreibe ich Kompositionen für verschiedene Theateraufführungen und arbeite mit Cantautori wie Giorgia zusammen.

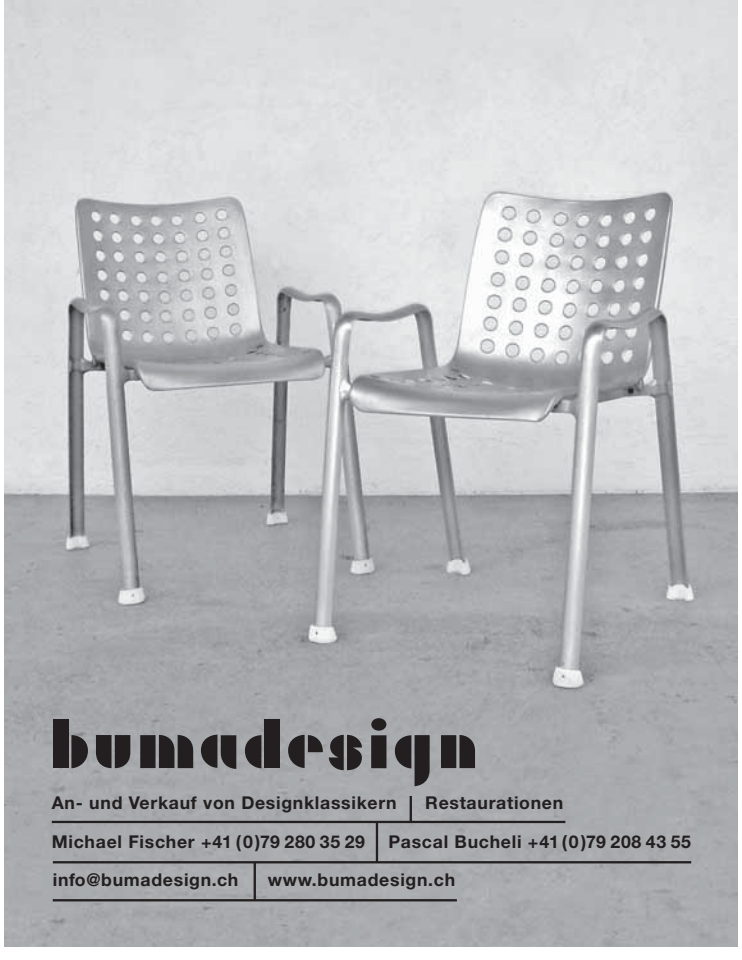
Wo stehst du in fünf Jahren?

Physisch vermutlich nicht mehr in Italien.

Du willst auswandern?

Auswandern ist etwas viel gesagt. In den vergangenen Jahren habe ich eine enge Beziehung zu Japan hergestellt. Ich könnte mir vorstellen, ein Leben in Japan aufzubauen. Aber das sind Visionen, ob sie sich bewahrheiten, ist nicht gewiss. Klar ist, dass ich alles daran setzen werde, meine Neugierde und die Freude am Experimentieren nicht zu verlieren. Ich will nicht verstummen.

Sie wissen nicht wohin?
abo@ensuite.ch



Der Elefant im Museum

«Wie der Elefant auf die Briefmarke kam»
Kostenlose Führung für Kinder (4 bis 10 Jahre),
jeden Sonntag 11 bis 12 Uhr. Abenteuer pur!

Museum für Kommunikation
Helvetiastrasse 16 3005 Bern www.mfk.ch Dienstag bis Sonntag 10 bis 17 Uhr

Musée de la communication
Museum für Kommunikation

Eine Stiftung von DIE POST swisscom

ensuite Kulturwoche

Das neue Online-Magazin und die Newsletter

Infos: www.ensuite.ch

WELTENMUSIK

impulsiver jahresstart mit shri balaji també

Von Lukas Vogelsang Bild: zVg.

■ Der Start in ein neues Jahr ist oft mit vielen guten Vorsätzen verbunden. Die meisten Vorsätze gelten der Gesundheit oder einer Art Glücksvollendung. Wir wünschen uns Erfolg, bessere Lebensumstände, Liebe und alles, was eigentlich nicht von aussen auf uns einwirken, sondern von uns selber kommen müsste. Doch fehlt uns eben diese Kraft dazu, es fehlt an der Motivation oder an einem inneren Willen, der uns überzeugt und diese Widerstände nicht so unumstösslich erscheinen lässt. Es ist offensichtlich, dass sehr viele Probleme von uns selber geschaffen und erdacht sind – also eigentlich gar nicht real existieren. Nur, wer will dies in einem solchen Moment schon hören?

Statt uns zu Beginn des Jahres hinzusetzen und einfach mal durchzuatmen, sich Zeit zu nehmen, um nichts zu tun und dem Weltenklang ein wenig zuzuhören, rennen wir panikähnlich ins neue Jahr und setzen uns unter Druck mit diesen Vorsätzen und Bedingungen an unser Leben. Das ist nicht sehr erbaulich, doch wer will dies in einem solchen Moment schon hören?

Man darf Esoterischem mit gemischten Gefühlen begegnen, in vielen Fällen ist das ganz gut. Eine Art Business und Aberglaube schwingen immer mit. Trotzdem findet man in vielen Bereichen der Esoterik wertvolle Impulse, die unser Leben grundlegend verändern können. Zum Beispiel finden wir gerade in diesen Orten die Ruhe, die Meditation, die motivierenden Kräfte, welche uns im Alltag abhanden gekommen sind. Die Zeit eben, die wir uns nicht nehmen wollen, uns mit uns selber zu beschäftigen. Diese unbändige Unruhe kommt ja allzu oft aus der Angst, uns selber gegenüber zu stehen und uns betrachten zu müssen. Die rastlose Flucht beraubt uns eben genau dieser Willenskraft, welche wir jährlich an Silvester wieder beschwören zurückzukehren.

Es gibt einfachere Wege, mit unserer Willenskraft umzugehen. Doch müssen wir auch bereit sein, diese Wege gehen zu wollen. Das ist oft die grösste Hürde: Veränderung. Eine gute und gesunde Methode, seine eigenen Widerstände zu brechen, ist sicher, sich überraschen zu lassen, oder wie Michael Ende in der Geschichte «Momo» beschreibt, in die entgegengesetzte Richtung laufen, wenn wir ein Ziel erreichen wollen. Das klingt grotesk, doch genau darum geht es: Wir müssen unsere Kontrolle ein bisschen verlieren.

Eine solche Möglichkeit findet am 15. und 16. Januar in Aarau und Zürich statt. Shri Balaji També, in Indien ein bekannter Musiker und Herausgeber einer wöchentlichen Ajurveda-Beilage, gilt als spiritueller Führer und Musiktherapeut, spielt «Music for Balance». Seine Erfahrungen und sein Wissen, aber auch die Musik, wird unserer Seele gut tun.

Die Veranstaltung wird von Santulan Veda organisiert, ein Verein, der 1982 unter dem Namen «Aumec-Institut für Ganzheitliche Gesundheit» gegründet wurde. «Santulan» und «Veda» sind Sanskritworte und bedeuten «Balance» und «Wissen». Damit wären bereits für etwa 50 Prozent unserer Vorsätze für das neue Jahr auf gutem Weg...

Info:
www.balajitambe.com
www.santulan-veda.de

Schweizer Konzerte

Aarau
Donnerstag, 15. Januar, 20:00h
Kultur & Kongresshaus Aarau, Schlossplatz
Tel: 062 822 37 77

Zürich
Freitag, 16. Januar, 19:30h
Gartensaal des Kongresshauses Zürich
Tel: 044 463 54 26

VOM ESSEN UND TRINKEN

...fürs täglich brot

von Barbara Roelli Bild: Barbara Roelli

■ Ein älteres Ehepaar, vielleicht so Ende sechzig, sitzt an einem der kleinen Zweier-Tische. Die Frau hat einen Teller vor sich stehen, dessen Füllvermögen in anschaulicher Weise ausgereizt ist: Ein Brötchen bildet die Basis der gewagten Konstruktion, darüber wölbt sich ein Buttergipfel, der drei Scheiben Schnittkäse auf dem Buckel hat. Noch mehr in die Höhe zu bauen hat sich die Dame nicht gewagt. Aber der flache Teller mit seinem nur kurz am Schluss nach oben verlaufenden Rand bot der Frühstückenden genügend Platz, sich am Buffet ohne Bescheidenheit einzudecken. An die Backwaren gedrückt, zwängt sich ein Schälchen Konfitüre neben die Aufschnittscheiben, die wie aufeinander gelegte Teppiche wirken. Das Paar scheint wahrlich Appetit zu haben. Dennoch sitzt es andächtig vor den aufgetürmten Lebensmitteln - wie vor Opfergaben. Die Köpfe gesenkt, die Augenlider geschlossen und konzentriert in einen inneren Dialog vertieft. Obwohl jeder für sich, scheinen der Mann und die Frau gerade deshalb miteinander verbunden; in dieser persönlichen Handlung, der beide in diesem Moment nachgehen: Dem Beten.

Danken sie Gott für seine Grosszügigkeit? Dafür, dass sie gesund und wohlgenährt sind? Dass sie genügend zu essen haben? Denken sie an Menschen, die Hunger leiden müssen? Geht es bei ihrem Tischgebet überhaupt ums Essen? Oder danken sie Gott dafür, dass es ihnen in der Ehe eigentlich gut geht? Dass einer von ihnen gegen eine Krankheit angekämpft und sie besiegt hat? Vielleicht bedanken sie sich bei Gott für den gelungenen Anbau des Wintergartens an ihr Haus? Dafür, dass sie im Lotto gewonnen haben oder ihr Sohn endlich die Liebe seines Lebens gefunden hat? In welchem Gespräch mit Gott sie auch immer versunken sind, es scheint vom Umfeld unbeachtet. Die Tische um sie füllen sich langsam. Wohldosierte Jazzmusik lässt die Hotelgäste im Tag ankommen. Das Saxophon-Solo mischt sich unter das sanfte Klappern von Kaffeetassen, die auf Unterteller gestellt werden. Gesprochen wird diskret, die allgemeine Aufmerksamkeit gilt dem Frühstücksbuffet - dort herrscht reger Betrieb. Je nach Essgewohnheit wählt man: Brot und Brötchen von weiss bis dunkel und von Körnern durchsetzt, Vollkorn- oder Buttergipfel, Pain au chocolat, Müsli mit Hafer- und Dinkelflocken, Weizenkeimen, mit und ohne Rosinen, Crunchy Cornflakes und Rice Crispies. Dazu Jogurts in diversen Geschmacksrichtungen und in mundgerechte Stücke geschnittene Früchte. Wurst in allen Gattungen von Fleischkäse, Leberwurst bis Salami. Käse zum Streichen, Weichkäse mit charakteristischer Rinde und «anonymer» Schnittkäse. Und vom Huhn das hart gekochte Ei oder warm gehaltenes «scrambled egg». Die kontinentale Palette ist umgeben von moderner Architektur mit glattem Steinboden und Polstersesseln in lila und pink. Und mitten in dieser unpersönlichen Wohlfühloase sitzt nun dieses Paar, wie von einer unsichtbaren Glasglocke umschlossen - und betet.

Das irgendwie Widersprüchliche in dieser Szene hat es mir angetan: Im öffentlichen Raum zelebrieren diese Leute ein intimes Ritual und gewähren dabei Unbekannten, obwohl diese das Gebet nicht hören, einen Einblick in ihr spirituelles Leben. In ihrer Andacht strahlt das Paar Ruhe aus - die Zeit scheint still zu stehen für sie. Ich erinnere mich zurück an meine Kindergarten- und Schulzeit und an Tischsituationen zu Hause bei meiner streng katholisch erzogenen Freundin. Wurde gebetet, war es still. Ernsthaft gesenkte Blicke konzentrierten sich auf den Spruch des Redenden. Da kam ich mir am Tisch jeweils fremd vor.

Bei uns zu Hause sind wir zu dankbaren und genussfreudigen Essern erzogen worden. Gott für die Speisen zu danken war dabei nie Teil unseres familiären Tischrituals. Gleichwohl wussten wir zu schätzen, was uns unsere liebe Mutter für himmlische Speisen auf den Tisch zauberte. Und diese verteidigte ich, indem ich den Moralapostel mimte: Wenn meine beiden jüngeren Schwestern partout ihre Teller nicht ausessen wollten und ich von den armen Kindern in Afrika erzählte, die froh wären, und so weiter. Auf Besuch erfährt man andere Sitten und Bräuche. Und gerade beim Essen – einem zentralen Teil im Familienleben - vermengen sich Wertvorstellungen, Erziehungsmethoden und Esskultur zu einem Eintopf, durch den man sich definiert, das Gemeinschaftliche pflegt und sich gleichzeitig von anderen abgrenzt.

Zurück zu den Betenden. Ich weiss nicht, wie viel Zeit vergangen ist, nachdem das Paar die gefalteten Hände wieder öffnet. Wie aus dem Dornröschenschlaf erwacht, beginnen Frau und Mann zu essen, wie wenn nichts geschehen wäre. Langsam wird der Berg auf ihren Tellern kleiner. Nicht wie in der Bibel gebrochen, sondern mit dem Messer in zwei Teile gesägt, verzehrt der Mann das Brötchen. Und während sich die Frau mit rot lackierten Fingernägeln eine Scheibe Wurst in den Mund schiebt, glänzt die Golduhr, die ihr dickes Handgelenk wie eine Wurstschnur abbindet. Zwischen den Brot- und Käse-Happen, die in ihren Mündern verschwinden, schnappe ich einige holländisch klingende Sprachfetzen auf. Als die Beiden erneut zum Buffet schreiten, schwebt ein feiner, kaum wahrnehmbarer Schein über ihren Häuptern. Vielleicht baten sie Gott vorhin auch einfach darum, ihnen ihre leiblichen Sünden zu vergeben...

GESUND

modernes teedesign

Von Lukas Vogelsang Bild: Lukas Vogelsang

■ Zugegeben, wenn man es nicht wüsste, könnte das ungeschulte Bernerauge den Laden, in der Meinung, es sei eine Apotheke, links liegen lassen. Das ist mitunter ein Grund, warum viele BernerInnen im neuen Bahnhof Bern erst daran vorbeilaufen. Doch lustigerweise kennen fast alle, die ich gefragt habe, die hellgrünen Designer-Teedosen – dieses Markenzeichen hat sich schnell durchgesetzt. Nur ich war wieder einmal etwas langsamer und hatte von nichts eine Ahnung - bis ich im November ein Päcklein mit einer solchen grünen Dose und ein paar Teemüsterchen in der Redaktion vorfand und mich aufmachte, diesen Laden zu besuchen.

Tekoe, so heisst die junge Ladenkette, die eine andere Geschäftsidee hatte und anstatt Designer-Drogen gesunden Designer-Tee unter die Menschen bringen will. Seit 2004 gibt es den ersten Laden im Bahnhof Lausanne und langsam wächst Laden um Laden heran. In Bern sind sie seit Mai 2008. Wer jetzt das Gefühl hat, Tee sei langsam oder etwas für Birkenstockfreaks, muss sich schnell umgewöhnen. Tekoe betreibt in ihren Läden, neben dem konventionellen Teeverkauf, eine Art Tee-Takeaway. Warum soll man immer nur «ungesunde» Getränke mitnehmen können? Kaffee und deren Automaten gibt's in Hülle und Fülle. Doch wer kein Koffein, keine Energie-Drinks oder überzuckerten Mineralwasser trinkt, dem bleibt die Auswahl klein. Und nicht jeder hat die Berechtigung, beim Vorbeigehen an der Berner Gassenküche den Junkies die Suppe wegzuschlürfen, um etwas aufwärmendes trinken zu können.

Tekoe wurde nicht für Schlappis und Tanten gebaut, und man verbindet es auch nicht mit Schwarztee oder Eisenkrautblättern. Die Teekultur im Jahr 2008 zelebriert sich undogmatisch neu, modern und einfach und herzlich, mit fantastischen Tee-Kreationen. So sind in all diesen auffällig grossen, grünen Teebüchsen eigens kreierte Teeorchester zusammengestellt worden. Wer einmal davon getrunken hat, kriegt eine Vorstellung dessen, was der Zaubertrank bei Asterix und Obelix auslösen konnte. Das Sortiment reicht da von Grüntee, Weissem Tee, Gelbem Tee, Rotbusch, Oolong über Kräutertee, Schwarztee und speziellen Tee, obwohl letzteres für ungewohnte Gaumen für alle Teesorten gelten kann. Jede Teesorte wird von den beiden leidenschaftlichen Tekoe-GründerInnen selber gesucht (nicht gepflückt), zusammengestellt und gemischt – und das ist auch die eigentliche Spezialität in diesem Laden: Was sich hier Tee nennt, definiert sich beim Trinken jeweils neu.

Wer sich ein wenig mit der Zubereitung auskennt, wird glücklich, da die Wassertemperaturen eingehalten werden, die Beutel selber abgefüllt sind und wir es hier nicht mit Abfalltee zu tun haben, wie sich Tee uns sonst gerne servieren lässt. Überraschend ist das Teegebäck, welches manchmal an der Theke zu finden ist – leider nicht immer. Teecookies und Teekuchen können ziemlich verführerisch werden. Und mit der Begründung «gesund» sind sie auch absolut esszulässig.

Im Jahr 2002 begann das Teeuniversum für Pierre Maget und Valérie Peyre auf einer Reise auf der Suche nach Vertriebspartnern und echter Teequalität. Bisher hatte ich das Gefühl, die Menschen hinter eine Ladenkette seien unerreichbar, nur businessorientiert und ohne Herz für die Sache. Ich habe die beiden Tekoe-GründerInnen an einer kleinen Präsentation kennengelernt. Tee ist ihre Leidenschaft, das hört man sehr schnell heraus. Sie wissen viel und haben auch den Geschmack für guten Geschmack. Da drückt man gerne auch beide Augen zu, wenn die multimedialen Werbemonitore im Berner Laden ein ziemlich eigenwilliges Deutsch von sich geben oder aber wenn das Laden-Logo über der Eingangstüre von der Beleuchtungshitze nach einem halben Jahr bereits dem Zerfall nahe ist. Aber das Konzept wächst und scheint zu funktionieren: In Lausanne, zu Spitzenzeiten, stehen die Menschen täglich gerne dreissig Meter Schlange am Tee-Takeaway. Das schafft nicht mal ein Tea Room morgens um 10.00 Uhr oder eine Alltags-Bierbar am Abend. Beim dem Gedanken spiele ich im Kopf mit einer mobilen Tee-Kocheinrichtung...

Läden
Gare de Lausanne und Rue Centrale 5, Lausanne
Bahnhof Basel
Bahnhof Bern (neue Passage)

Info: www.tekoe.com

VOM ESSEN UND TRINKEN

mehr als beutelkultur

Von Bettina Hersberger Bild: Hubert Neidhart

■ «Wer Tee trinkt, geht auf Reisen», heisst es. Tatsächlich kann man den Tee auf einer langen Reise durch die Jahrtausende begleiten, angefangen in der Jungsteinzeit Chinas. Zahlreiche Legenden ranken sich um die Entdeckung des Tees und seine Verbreitung. Lange Zeit wurde er ausschliesslich als Medizin verwendet. Erst rund 200 v. Chr. avancierte er zum Genussmittel. Weitere tausend Jahre vergingen, bis er den Weg nach Japan fand. Japanische Mönche zogen nach China aus, den Zen-Buddhismus zu studieren und lernten Teerituale als festen Bestandteil religiöser Praktiken kennen. Tee beruhigte den Körper und erfrischte den Geist bei der Meditation. Mit der Verbreitung der Religion wurde auch der Tee zunehmend populär. Im 15. Jahrhundert war die Teekultur in Japan so weit entwickelt, dass um das Teetrinken eine ganze Zeremonie entstanden war, die Religion und Lebenskunst miteinander verband.

Mitte des 16. Jahrhunderts brachten Karawanen den Tee von China über die Seidenstrasse nach Russland. Bis sich eine russische Teekultur entwickelte, verstrichen einige Jahrzehnte. Der Karawanentee war bekannt für seine aussergewöhnliche Qualität, weil er nicht den unerwünschten «Schiffsgeschmack» trug wie der ursprünglich über den Seeweg eingeführte Tee.

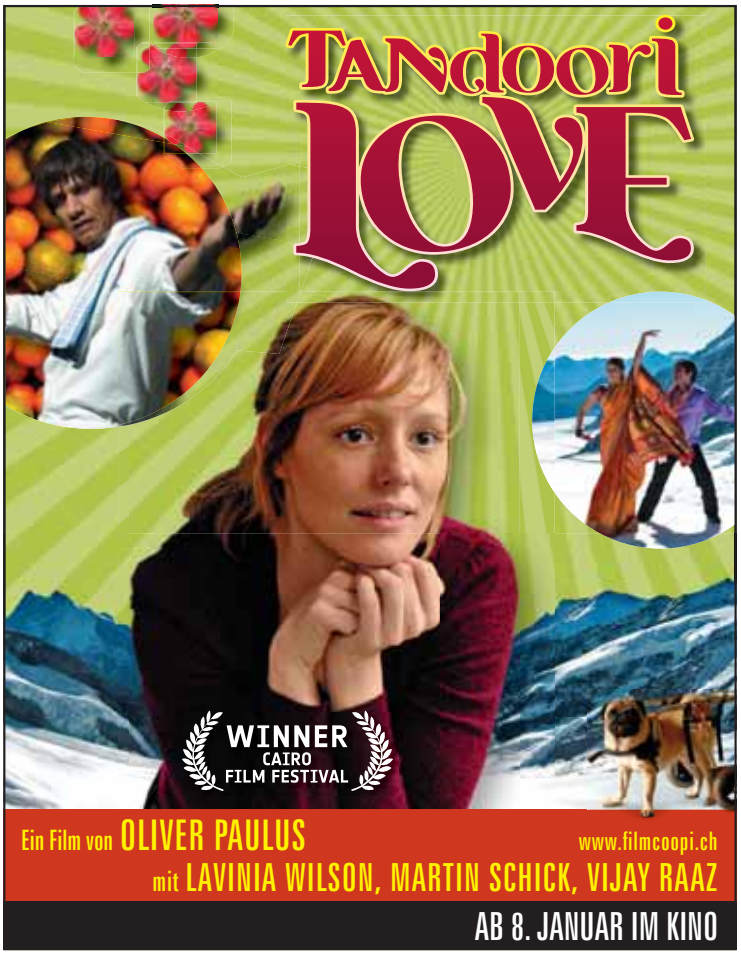
Nicht etwa die Engländer waren es, die den Tee in Europa einführten. Holländische Seefahrer brachten ihn Ende des 16. Jahrhunderts aus China mit und gaben ihm seinen europäischen Namen. Noch bevor die Engländer den ersten Schluck tranken, wurden vornehme Teesalons in Frankreich eröffnet. Kaum zu glauben, dass die Engländer zu dieser Zeit passionierte Kaffeetrinker waren. Was sie Mitte des 17. Jahrhunderts zum Teeismus konvertieren liess, bleibt ein Geheimnis. Der Teekonsum der Engländer wuchs rasant. Die aus China importierten Teemengen deckten den Bedarf bald nicht mehr. So zogen die Briten nach Indien, um selbst Tee anzubauen. In Nordostindien entstand eines der bedeutendsten Teeanbaugebiete überhaupt: Darjeeling – wo einst riesige Urwaldgebiete den Teeplantagen weichen mussten. Es dauerte nicht lange, bis die Briten ihre Teeplantagen nach Ceylon und Indonesien ausbreiteten.

Wohl kein anderes Kraut kann so viele Geschichten erzählen wie der Tee. Tee ist ein zentrales Element religiöser und philosophischer Lehren, die rituelle Teezubereitung Ausdruck einer Geisteshaltung. Tee ist Medizin und Lifestyle. Der Taoismus sieht im Tee gar den Trank der Unsterblichkeit.

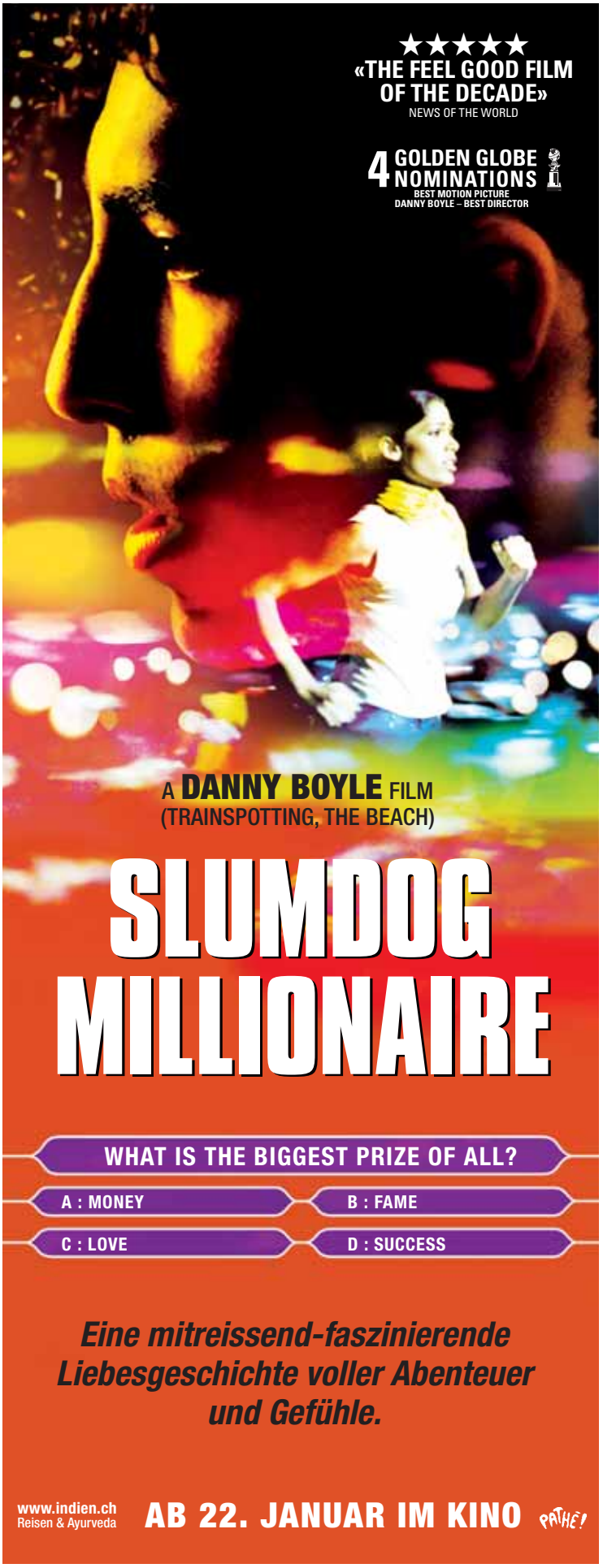
Der Tee der Kindertage wird bei so manchem einen etwas schalen Nachgeschmack hinterlassen haben. Abgestandener Pfefferminztee aus der Thermoskanne bei Schulwanderungen, Lindenblütentee im Fieberrausch, Kamillentee gegen Bauchschmerzen. Schöner dagegen die Erinnerung, wie Grossmutter aus einer Handvoll Goldmelissenblüten einen veilchenblauen Tee zauberte und ein Stückchen Kandiszucker hinzugab, das so schön knackte und den Tee mit jedem Schluck süsser werden liess.

Gut Tee will Weile haben, denn er ist eine kleine Welt für sich. Lässt man sich auf sie ein, so steckt in jeder Tasse Tee ein kleines Abenteuer, ein Stück Geschichte, ein ungeahnter Schatz, ein sinnliches Erlebnis. Dann hat die Entdeckungsreise erst begonnen.

Quelle: «TEE» von Tilmann Schempp, Thorbecke Verlag, 2006.


TANdoori LOVE
WINNER
CAIRO
FILM FESTIVAL
Ein Film von OLIVER PAULUS
www.filmcoopi.ch
mit LAVINIA WILSON, MARTIN SCHICK, VIJAY RAAZ
AB 8. JANUAR IM KINO

Sacred Bridges – Musik und Tanz
23. und 24. Januar 2009
INNOVANTIQUA WINTERTHUR - das andere Alte Musik Festival
DRS 2
Der Landbote
Patronat:
Maja Ingold, Fritz Näf
Mediva pure (Basel)
XALA (Bern)
Renaissancetanz-Workshop mit Stephan Mester
Christina Thoma, Bernhard Gertsch (Winterthur)
Ensemble Sarband (D, Türkei)
Festivalensemble (CH, D)
Mediva plugged (Basel)
www.innovantiqua.ch
winterthur tourismus
Vorverkauf ab
5. Januar 2009
Winterthur Tourismus
im Hauptbahnhof
www.ticket.winterthur.ch
Tel. 052 267 67 00
INNOVANTIQUA


★★★★★
«THE FEEL GOOD FILM OF THE DECADE»
NEWS OF THE WORLD
4 GOLDEN GLOBE NOMINATIONS
BEST MOTION PICTURE
DANNY BOYLE – BEST DIRECTOR
A DANNY BOYLE FILM
(TRAINSPOTTING, THE BEACH)
SLUMDOG MILLIONAIRE
WHAT IS THE BIGGEST PRIZE OF ALL?
A : MONEY
B : FAME
C : LOVE
D : SUCCESS
Eine mitreissend-faszinierende Liebesgeschichte voller Abenteuer und Gefühle.
www.indien.ch
Reisen & Ayurveda
AB 22. JANUAR IM KINO
PATHÉ!

FILMBUCH

WELTSICHT

■ Zum 20. Jubiläum vom Kinofilmvertrieb für Filme des Südens und Ostens hat der Leiter der Stiftung trigon-film und Filmpublizist Walter Ruggle ein 504 Seiten schweres und reich illustriertes Buch erstellt: «Welt in Sicht. Filmische Reisen durch Lateinamerika, Afrika und Asien.» Seit 1988 bringt die Stiftung qualifizierte Filme aus aller Welt zu uns in die Kinos. Darunter befinden sich bekannte Namen wie jene des Regisseurs Fernando Solanas mit «El viaje», «Lagaan» von Ashutosh Gowariker oder «La vida es silbar» von Fernando Pérez. Viele Welten gibt's noch zu entdecken und jeder trigon-Film ist ein wichtiges Puzzleteil, welches diesen Planeten zusammensetzt. Wer sich für Kultur interessiert, muss zwingend diese Filme kennen, denn alles andere wäre selbstverliebte Verblendung. Über 280 Filme sind unterdessen im Vertrieb von trigon-film – seit 2001 werden viele davon auch auf DVD angeboten.

Walter Ruggle betrachtet in diesem Buch ausgewählte Beispiele aus zwanzig Jahren und bringt Hintergrundinformationen zu einzelnen Filmen. Interviews mit Chen Kaige, Claudia Llosa, Rithy Panh, Daniel Burman, Jasmila Zbanic, Abderrahmane Sissako und Nikita Michalkow zeigen uns neue Dimensionen und Gedanken zum Thema Film, aus anderen Kulturen betrachtet. (vl)

Erhältlich bei trigon-film: **www.trigon-film.org**

Kulturinfos?
www.ensuite.ch

FILMKRITIK

bereiste reise

Von Lukas Vogelsang Bild: zVg.

■ Eine wunderliche Filmdokumentation über das Reisen hat der junge Walliser Gaël Métroz (1978) gefilmt. Und wie jede Reise beginnt sie mit einer Idee, einem Gedanken, einem Traum. Die Illusion verführt. Bevor man sich allerdings auf den Weg macht, sollte man verstehen, dass kein Ort auf dieser Welt zweimal der gleiche Ort ist. Die Einzigartigkeit liegt immer nicht nur örtlich, sondern auch im Moment.

So liess sich Gaël Métroz von Nicolas Bouvier (1929 – 1998) inspirieren. Jener galt als einer der ersten wichtigen Reise-Dokumentaristen der Schweiz. 1929 in Grand Lancy in der Nähe von Genf geboren, beschloss er, mit einem «Topolino» von Genf nach Sri Lanka (durch Jugoslavien in die Türkei, durch den Iran, Pakistan, Afghanistan, Indien,...) zu fahren – ohne zu wissen, wann er je wieder zurückkommen würde. Ein verrücktes Projekt, welches er in seinem ersten Buch «L'Usage du Monde» beschrieb. «Reisen ist keine unschuldige Aktivität (...) Aber alle, die einmal so ein Dasein führten, würden einen Finger von jeder Hand geben, um dies eines Tages nochmals erleben zu dürfen: Es ist ein Erlebnis, das man so nie ersetzen kann.» (Zitat: Nicolas Bouvier)

Und so machte sich Gaël Métroz selber auf die gleiche Reise. Zwar ohne Topolino und statt mit einfachem Tagebuch mit Kamera- und Tongeräten und, um einiges praktischer, mit dem Zug. Doch sein Weg kommt bald von der Illusion fort. Die Erfahrungen von Nicolas Bouvier lassen sich nicht wiederholen, zum Teil nicht mal im Ansatz erkennen. Die Zeit hat die Orte verändert und die alte Magie ist gewandelt. Während des Films zeigt sich immer deutlicher, dass Gaël Métroz sehr minimal auf die Reise vorbereitet war. Die Faszination des Reisens hat wohl zu sehr geblendet. Mit einer rührenden Naivität spaziert er in die Welt hinaus und kann in einigen Städten nicht mal aus dem Hotelzimmer, weil die Realität der Taliban Angst macht. Er spaziert unvorbereitet über einen Gletscher oder taumelt in Wüstengebieten herum. Viel Glück begleitet den jungen Entdecker, denn jedes Mal wird er gefunden, findet er Anschluss oder wird versorgt. Groteskerweise findet er seine Heimat jeweils bei Nomaden, die selber umherziehen und nichts besitzen. Groteskerweise sucht Métroz fast verzweifelt eine Heimat, nicht den Weg, kann aber alleine kaum stehen bleiben, versucht sich in anderen Kulturen zu integrieren, um in der nächsten Sequenz rastlos seine Suche fortzusetzen. Die Bilder werden dadurch eindrücklich nahe und fast nebensächlich, mit viel Intimität. Es entsteht ein Sog durch die Art Voyeurismus, den Gaël Métroz wohl ebenso erlebt hat. Eine Erzählerstimme liest aus seinem Tagebuch, welches wohl an vielen Stellen beschönigt oder dramatisiert wurde. Die Bilder sind allerdings von faszinierender Qualität, und wenn man bedenkt, dass Métroz alleine unterwegs war, so beeindruckt das doppelt.

Trotzdem, irgendwie mag das Ganze als Film nicht richtig greifen. Zum Schluss bleibt nur die grundlegende Erkenntnis, dass man eine solche Reise nie wiederholen kann und besser seinen eigenen Weg sucht, statt eine Leitfigur kopieren zu wollen. Bouvier hatte seine Idee und seine Erfahrungen in Reisejournalismus umgesetzt. Das Reisen wurde Mittel zum Zweck. Bei Gaël Métroz ist es beim persönlichen Reisen geblieben, doch für uns Zuschauer eröffnet sich daraus eine eigene Erkenntnis.

Ab 15. Januar im Kino.

FILM DEMNÄCHST

bolt

Von Simon Chen Bild: zVg.

■ Je länger Fernsehen, Film und andere Massenmedien je mehr Stars generieren, desto kürzer währt ihre Popularitätsdauer. Deswegen muss sich sputen, wer die Lebensgeschichte eines möglicherweise bald «abgehypten» Promis zu verfilmen trachet und muss dies tun solange der Betreffende noch im kollektiven Oberflächenbewusstsein steckt. Umso mehr, wenn es sich um einen Sprinter wie Usain Bolt handelt, dessen Berühmtheit auf weniger als 10 Sekunden beruht. Hollywood wäre nicht Hollywood, würde es nicht alle künstlerischen, sprich: vermarktungstechnischen Hebel in Bewegung setzen, um aus Bolts 22-jähriger Biografie einen Kassenschlager zu machen. Da ein dunkelhäutiger Jamaicaner, der nichts mit Reggae zu tun hat, ein doch etwas spärlicher Stoff für einen Blockbuster darstellt, hat man aber von einer rein dokumentarischen Verfilmung seines Lebens abgesehen. Und weil anzunehmen war, dass der Selbstdarsteller Usain Bolt kaum einen akzeptiert hätte, hat man ebenfalls auf einen leibhaftigen Schauspieler verzichtet. Man entschied sich für einen Animationfilm, was gleichzeitig den unschätzbaren Vorteil mit sich brachte, ein Film für die ganze Familie zu werden, denn vier Augenpaare bringen mehr ein als zwei. Und wenn man schon dabei ist; besser als ein Langbeiner würde zu einer Identifikationsfigur ein Vierbeiner dienen. Und um Klagen wegen Rassismus und politischer Unkorrektheit vorzubeugen, haben die Walt-Disney-Studios klugerweise beim Knut-Effekt Anleihe genommen und aus dem 1,96m grossen und 86kg schweren Leichtathleten statt einen grossen schwarzen einen kleinen weissen Hund gemacht; denn ein kleiner, niedlicher, weisser und nicht maulkorbpflichtiger Hund ist weltumspannend und völkerübergreifend positiv konnotiert. Und im Übrigen ist dieses Vorhaben auch nicht viel abwegiger als aus vier Jamaicanern ein Bobteam zu bilden («Cool runnings», wir erinnern uns). «Bolt» ist aber bloss «based on the life of..» Usain Bolt, seine Lebensgeschichte ist hier durchaus etwas verdreht, sozusagen perver-tiert und fabel-haft überhöht, was den Kinospass aber keineswegs mindert. Starke Analogien zur Wirklichkeit sind aber auszumachen; Usain Bolt musste nach seinen Siegen an den olympischen Spielen in Peking diverse Rennen und Termine in Europa absolvieren, bis erst nach etlichen Wochen Mama Jamaica ihn endlich in die Arme schliessen und feiern konnte. Im Film ist Bolt ein Hollywood-Filmhund, der eines Tages versehentlich nach New York gebracht wird, und dessen einziges Ziel es ist, wieder zurück zu seiner Besitzerin Penny zu gelangen. In Realität ist Bolt mit einem Trainerstab unterwegs. Im Film sind seine Begleiter ein Hamster in einer durchsichtigen Kugel und eine scharfe Miezekatze – hier wie dort sorgt das für Aufsehen.

«Bolt» startet bei uns pünktlich zur Amtseinsetzung des neuen US-Präsidenten, was kein Zufall sein kann. Die Parallelen zwischen Usain Bolt und Barack Obama sind nicht zu übersehen. Beide waren ein Jahr vor ihrer grossen Stunde noch weitgehend unbekannt. Beide haben Undenkbares erreicht: Obama hat es als schwarzer Barack in ein weisses Haus geschafft - Bolt brach Weltrekorde und die Vorherrschaft der schwarzen US-Sprinter. Obama will ein Präsident für alle sein - der Film verfolgt das gleiche Ziel, weshalb nicht nur sein Protagonist, sondern auch der Film selbst ein Tausendsassa ist und gleich vier Genres abdeckt: Animation, Komödie, Familienfilm, Fantasy. Wer Sportler, Hunde, Schwarze, Weisse und/oder überhaupt alles mag, dem sei «Bolt - Ein Hund für alle Fälle» in jedem Fall empfohlen.

CH-Kinostart: 22. Januar

Der Autor der Filmversprechung legt Wert auf die Feststellung, dass er den Film nicht gesehen hat!

Klassischer Fall: Sie haben das neue ensuite in den Händen und stellen fest, dass Sie vergessen hatten, Ihr Inserat zu buchen. Das können wir nicht mehr korrigieren! Im nächsten Monat werden wir Sie aber daran erinnern! Rufen Sie an: **Telefon 031 318 60 50** - oder informieren Sie sich auf **www.ensuite.ch**

FILMKRITIK

slumdog millionaire

Von Sonja Wenger Bilder: zVg.

■ Wohl kaum ein Mensch träumt heute noch den Traum, es vom Tellerwäscher zum Millionär bringen zu wollen. Vielmehr scheint das grosse Geld darin zu liegen, was jemand vor allen anderen weiss. Das britische Sendeformat «Wer wird Millionär», das inzwischen in 107 Ländern ausgestrahlt wird, ist der beste Beweis dafür. Seit zehn Jahren fiebert das Publikum mit jener Person auf dem heissen Stuhl mit, deren Wissen oder meist Nichtwissen so vor der ganzen Nation ausgebreitet wird.

Nun bringt der britische Regisseur Danny Boyle mit «Slumdog Millionaire» die spannende und aufwühlende Verfilmung einer Geschichte ins Kino, die in ihrem Kern um die indische Version von «Who wants to be a Millionaire» kreist. Der Film basiert auf dem Roman «Rupien, Rupien» («Q & A» im englischen Original) des indischen Autors Vikas Swarup und erklärt in biografischen Rückblicken, wieso ein Junge aus den Slums von Bombay es schafft, in der Sendung jede einzelne Frage richtig zu beantworten.

«Slumdog Millionaire» zeigt, dass Bildung ein relativer Begriff ist und dass so manches Wissen mit Blut, Schmerz und Tränen erkauft wird. Das Publikum wird mit enormer Wucht in einen der dramatischsten Momente von Jamal Maliks (Dev Patel) Leben geworfen. Gänzlich ohne Vorgeplänkel steht Jamal schon in der ersten Filmszene vor der letzten Frage, die entscheidet, ob der mausarme Teeträger plötzlich zum Millionär wird. Wieso er es überhaupt soweit gebracht hat, welche Rolle dabei sein Bruder Salim und Jamals verlorene Liebe Latika spielen und weshalb er es schlussendlich doch schafft, obwohl er die Antwort nicht weiss, erzählt Regisseur Boyle in der Folge mit einer eindringlichen Bildsprache und einem umwerfenden Humor.

Der Film ist ein kleines Meisterwerk. Nicht nur, weil «Slumdog Millionaire» in jeder denkbaren Hinsicht bei Kamera, Schnitt oder Musik gut gemacht ist und die Rollen eindringlich gespielt werden. Er ist es, weil ihm das seltene Kunststück gelingt, mit einer eigentlich banalen Geschichte ein ganzes Kaleidoskop aus Schicksalen und menschlichen Charakteren zu verweben. Dabei hat Boyle auch noch die Chronologie der Ereignisse komplett, aber völlig stimmig auf den Kopf gestellt und ein Filmdokument ohne verklärenden oder beschönigenden Blick über das echte Indien geschaffen, dass so noch selten zu sehen war, vor allem nicht im Kino.

Möglich wurde dies, da «Slumdog Millionaire» an Originalschauplätzen unter anderem in Bombays Slum Juhu gedreht wurde, was eher ungewöhnlich ist, dem Film aber einige seiner wirkungsvollsten Bilder verschafft. Boyle, der zuvor noch nie in Indien gewesen war, hatte sich als Aussenstehender zudem die Perspektive und den Blick für das Aussergewöhnliche genauso wie für das Alltägliche bewahrt. Dadurch halten sich im Film die Faszination über die laut Boyle «verrückte Energie, die Schwingungen und das Rauschhafte von Bombay» stets die Waage mit der beinharten Realität Indiens. Ein Mix, der verblüffend gut funktioniert.

Es ist spürbar: Hier waren Profis am Werk. So hat Regisseur Boyle schon in Filmen wie «Trainspotting», «The Beach» oder «28 Days later» gezeigt, dass er umzugehen weiss mit der implosiven Dynamik bei Menschen, die gezwungen durch äussere Umstände über sich selbst hinauswachsen müssen. Und auch Drehbuchautor Simon Beaufort hat sein begabtes Händchen bereits bei «The Full Monty» zeigen können. Um der Geschichte noch mehr Authentizität zu verschaffen, hatte Beaufort indische Strassenkinder interviewt und ihre Sicht der Welt in das Drehbuch einfliessen lassen. Besonders beeindruckt war er vom «Ausmass an Spass, Gelächter, Geschnatter und einem Sinn für die Gemeinschaft in den Slums. Dort findet sich jede Menge Lebensenergie.»

Die Rollen von Jamal, Salim und Latika werden in den drei Altersstufen von unterschiedlichen Schauspielern dargestellt, die dennoch mit grösster Leichtigkeit ineinander zu verschmelzen scheinen. Garniert wird der unterhaltsame und kurzweilige «Slumdog Millionaire» zusätzlich mit dem wunderbaren Irrfan Khan («The Namesake») als Polizeiinspektor, der Jamal verhört und einem herrlich janusköpfigen Anil Kapoor als Moderator der Sendung. Gerade diese beiden indischen Bollywoodstars, die auch jenseits des grossen Hurra-Showbusiness funktionieren, beweisen hier nur zu gerne, dass in Indien durchaus leisere Töne möglich sind. Dennoch lässt es sich auch dieser Regisseur nicht nehmen, eine jener für Bollywood so typischen Musicalszenen einzubauen. Doch wie beim ganzen Film könnte sich auch hier so mancher Filmemacher eine Scheibe abschneiden in Bezug auf Timing, Respekt und Inszenierung.

Der Film dauert 120 Minuten und kommt am 22. Januar ins Kino.

FILMKRITIK

tandoori love

Von Sonja Wenger Bilder: zVg.

■ Indischer Koch verliebt sich in Schweizer Kellnerin. Das klingt genauso vielversprechend wie problembeladen, ist aber vor allem eine tolle Gelegenheit für jede Menge absurder Szenen, die sich aus dem Zusammentreffen zweier unterschiedlicher Kulturen ergeben. «Tandoori Love» des Schweizer Regisseurs Oliver Paulus bedient sich dann auch ungeniert im Klischeekästchen, allerdings stets mit einem Augenzwinkern.

Wer sich schon mal auf einen der durchschnittlich drei Stunden dauernden Bollywoodfilme eingelassen hat, wird auch in «Tandoori Love» das Baukastensystem wiedererkennen: Liebe auf den ersten Blick, dann aber Drama mit viel Herz, Schmerz und Missverständnissen, natürlich Gesangs- und Tanzeinlagen vor visuell ansprechenden Kulissen sowie das obligate Happyend. Nur dass es diesmal umgekehrt erzählt wird: Die Schweiz bildet die Ausgangslage und Indien bietet die tolle Kulisse. Zumindest am Schluss.

Dazwischen liegen eineinhalb Stunden Filmstoff, der wie ein spannendes Rezept verschiedene Elemente gelungen kombiniert und dabei, wie es sich in der Schweiz gehört, selten die Bodenhaftung verliert. Oliver Paulus, der zusammen mit Stefan Hillebrand auch das Drehbuch geschrieben hat, erzählt in «Tandoori Love» von der Begegnung zwischen Rajah (Vijay Raaz) und Sonja (Lavinia Wilson), die kurz darauf die träge Beschaulichkeit eines Berner Dorfs durcheinander bringt.

Rajahs Kochzelt ist der ruhige Fels in der Brandung eines chaotischen indischen Filmdrehs in den Alpen mit egozentrischen Stars, einem konfusen Regisseur und einem mafiösen Produzenten. Ausgerechnet im Supermarkt begegnet Rajah dann Sonja. Sogleich fällt er vor ihr auf die Knie und besingt ihre Schönheit. Doch deswegen schmilzt das Herz der eher kühlen Sonja noch lange nicht. Sie hat anderes im Kopf. So die Inneneinrichtung des gerade gebauten Hauses ihres Verlobten Markus (Martin Schick), ihre verknöcherte zukünftige Schwiegermutter oder das Getatsche der Stammtischgäste.

Rajah muss also stärkeres Geschütz auffahren. Mit einem Tisch voller sinnlicher Gerichte will er Sonja erobern und wird statt dessen von Martin als neuer Küchenchef im verstaubten Gasthof Hirschen engagiert. Rajah, der nicht realisiert, dass die beiden verlobt sind, übt sich in Geduld, und auch bei Martin steht jemand ziemlich lange auf der Leitung. Dazwischen verzweifelt Sonja beinahe ob der Hartnäckigkeit beider Männer im Liebeswerben, und der indische Regisseur ob der Suche nach seinem verschwundenen Koch.

Paulus, nach eigenen Angaben «passionierter Koch und profunder Bollywood-Kenner» hat das erste Drittel der Geschichte mit einer erfrischenden Leichtigkeit umgesetzt. Liebe gehe durch den Magen, sagt er, und tatsächlich jubelt das Zuschauerherz über eine solch üppige und schnelle Inszenierung. Doch kaum sind die Charaktere eingeführt, ist auch schon die Luft raus. Der Rest des Films verharrt in Sonjas Unentschlossenheit bezüglich ihren Gefühlen und diversen Slapstick-Einlagen der Dorfbewohner, die allerdings eine überraschende Offenheit gegenüber anderen Kulturen an den Tag legen.

Dennoch ist «Tandoori Love» ein sympathischer und unterhaltsamer Film, der eigentlich nur an einer Sache wirklich krankt: Der visuell schlecht gemachten Synchronisation der Dialekt sprechenden Hauptrolle Sonja. In dem sonst solide gemachten Film ist dies ein veritabler Wermutstropfen - über den echte Bollywood-Fans allerdings leicht hinwegsehen werden, tolerieren sie doch gezwungenermassen ein enorm breit gefasstes Spektrum filmischer Qualität, solange nur die Mischung stimmt.

Der Film dauert 92 Minuten und kommt am 8. Januar ins Kino.

TRATSCHUNDLABER

Von Sonja Wenger

■ Breaking News: Es «gibt immer mehr verrückte Menschen, die (in Stars) Projektionsflächen suchen». Das sagte nicht etwa ein Medienfuzzi oder Promipsychologe, sondern die ehemalige Pornodarstellerin und Partygängerin Dolly Buster im Starmagazin «Exclusiv» auf RTL.

Die Menschen sind also orientierungslos. Wie aber soll man bitte schön bei soviel Nabelschau auch noch den Überblick behalten? Und wer kann der Gehirnwäsche schon dauerhaft widerstehen, die seit Jahren das neue alte Hohelied des Starkults und Konsums vorbetet: Kauft Autos, auch wenn ihr kein Geld habt; kauft Feuerwerk, um die schlechten Zeiten in die Luft zu jagen; kauft noch grössere Fernseher, um die immer gleichen Banalitäten, Nasen und Lügen mit noch mehr Auflösung zu sehen.

Wer Fernsehen schaut kriegt zwar kaum noch kritische Analysen, dafür eine akribische Berichterstattung über das Bäumlein-Wechsel-dich-Spiel von Boris Becker. Und auch die politische Botschaft wird gerne vorgekaut, vorverdaut und unreflektiert wieder ausgeschieden: So lafferte SVP-Präsident Toni Brunner über Raben, da sie «gefrässige, aggressive und verschlagene Vögel» seien, statt eine echte Erklärung zur neuen Plakatkampagne gegen die Personenfreizügigkeit zu liefern. Andererseits: Wenn man nie über den eigenen Tellerrand hinausblickt, ist es wohl leichter, von sich auf andere zu schliessen.

«Ich bin für das verantwortlich, was ich sage. Nicht für das, was du verstehst», war letztens unter einem Blogeintrag zu lesen. Doch seien es nun schwarze Raben statt schwarze Schafe, schwarze Rauchwolken über dem Gaza oder der iranische Präsident, der zu Weihnachten im britischen Fernsehen seine «alternative Botschaft» über Jesus gesprochen hatte: Man soll ja nicht immer alles schwarz sehen. Es gibt in der Monokultur der heutigen Medienlandschaft durchaus auch positive Aspekte.

So haben manche Gratiszeitungen richtigen Suchtcharakter: Bereits nach kurzem Überfliegen der Rubrik «Glogger mailt...» im «Blick am Abend» stellt sich ein Gefühl schwindelnder Leere im Kopf ein – und das ganz ohne Drogen! Wo kriegt man denn «noch gratiser» einen solchen Sinnen-Rausch?

Die Osterbotschaft im britischen TV wird übrigens Simbabwes Robert Mugabe verkünden, wenn alle seine Schäfchen in den Himmel gefahren sind. Doch die echten harten Fakten kommen einmal mehr aus Frankreich: So will sich das französische Dorf Carlat mit dem italienischen Dorf Bruni verschwestern, um der französischen First Lady die «Ehre zu erweisen». Und das prickelt dann sicher wie «vulgarisierter Prosecco» so richtig schön im Bauchnabel.

SENIOREN IM WEB

Von Willy Vogelsang, Senior

■ «Happy New Year!» Haben Sie Ihre Grusskarten schon gekauft, selber gestaltet, gefaltet, getextet, unterschrieben, adressiert, frankiert und abgeschickt? Wenn nicht, ist es höchste Zeit, wenn die Post noch ankommen soll.

Was heisst hier Post! Sind wir denn von gestern? Im Web geht das doch viel schneller. Da buhlen doch jede Menge Grusskarten-Vertreiber um Klicks und Kunden. Wähle ein Bild oder einen Text oder beides und setze deine E-Mail-Adresse ins eine Feld, die des oder der Empfänger in das andere und klicke auf Senden. Schon erledigt.
Klar, gewiefte Künstler kreieren eine eigene Karte, eine selbst geschossene Digitalfotografie mit integriertem Text, oder gar ein Video mit Sektflasche und Korkenknallen live. Das braucht schon etwas mehr Aufwand, Phantasie und Können. Aber immerhin bietet diese Variante eine persönliche Note des Absenders und liegt ihm schon etwas näher beim Herzen. Die «herzlichen Grüsse» wirken echter.

Ich bin kein Gegner der digitalen Kommunikation. Im Gegenteil. Ich bin täglich damit konfrontiert. Darum schätze ich auch die Möglichkeit der Grusskarte per E-Mail an alle Freunde und Bekannte, mit denen ich vor allem über das Web in Kontakt bin. Da ist es eigentlich wie selbstverständlich, ihnen über dieses Medium die Neujahrspost zukommen zu lassen, ob nun selbst gestaltet oder «downgeloudet»; wichtig ist, das Herz ist mit dabei!

Denn dies ist ja auch bei der mit der Post verschickten Karte trotz Handschrift und Markenspeuz nicht von vornherein garantiert, oder? Mir scheint, dass eine echte persönliche Beziehung im sogenannten «laufenden Jahr» eine Grusskarte erst wertvoll und herzlich werden lässt. Das lässt sich nicht digitalisieren; zum Glück!

Die Internetplattform seniorweb.ch startet nach zehn Jahren des Auf- und Ausbaues mit einer neuen Trägerschaft in das neue Jahr. Der bisherige Verein wurde aufgelöst. Eine neu gegründete Stiftung Pro Seniorweb trägt die Idee, eine Plattform und eine Community (Club) für Menschen in der dritten Lebensphase weiterzuführen und ein Netzwerk von Organisationen und Initiativen, die sich für die Belange dieser Generation einsetzen, zu schaffen. Die alte, bewährte Crew des Vorstandes leistet neu als ehrenamtliche Geschäftsleitung der seniorweb AG zusammen mit einer Vielzahl von freiwilligen Mitarbeitern die lebendige Gestaltung und tägliche Aktualisierung der Seite. Ihnen allen wünsche ich echt und von Herzen «a happy new year», damit Sie uns weiterhin überraschen!

www.seniorweb.ch

KOLUMNE

kuba – teil 2

Von Rebecca Panian - Die Insel und ich

■ Eigentlich dachte ich, dass das Leben auf Fidels Insel äusserst studentenfreundlich sei. Doch wie heisst es so schön: «Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt». Diese Weisheit existiert wohl nicht umsonst. Denn zum «Überleben» brauchte ich beinahe so viel «Kleingeld» wie in der guten alten Schweiz. Besonders ins Gewicht fielen die ständigen Taxifahrten in die Stadt, da ich etwas ausserhalb Havannas wohnte. Und noch etwas belastete meinen Geldbeutel: Der Gang ins Internet. Computer sind auf der Insel Mangelware, und es ist wohl längst kein Geheimnis mehr, dass der Grossteil der Kubaner keinen Zugang zum Internet hat und auch nicht haben darf. Ich für meinen Teil durfte zwar die Welt des World Wide Web betreten, jedoch nur zu einem ziemlich hohen Preis.

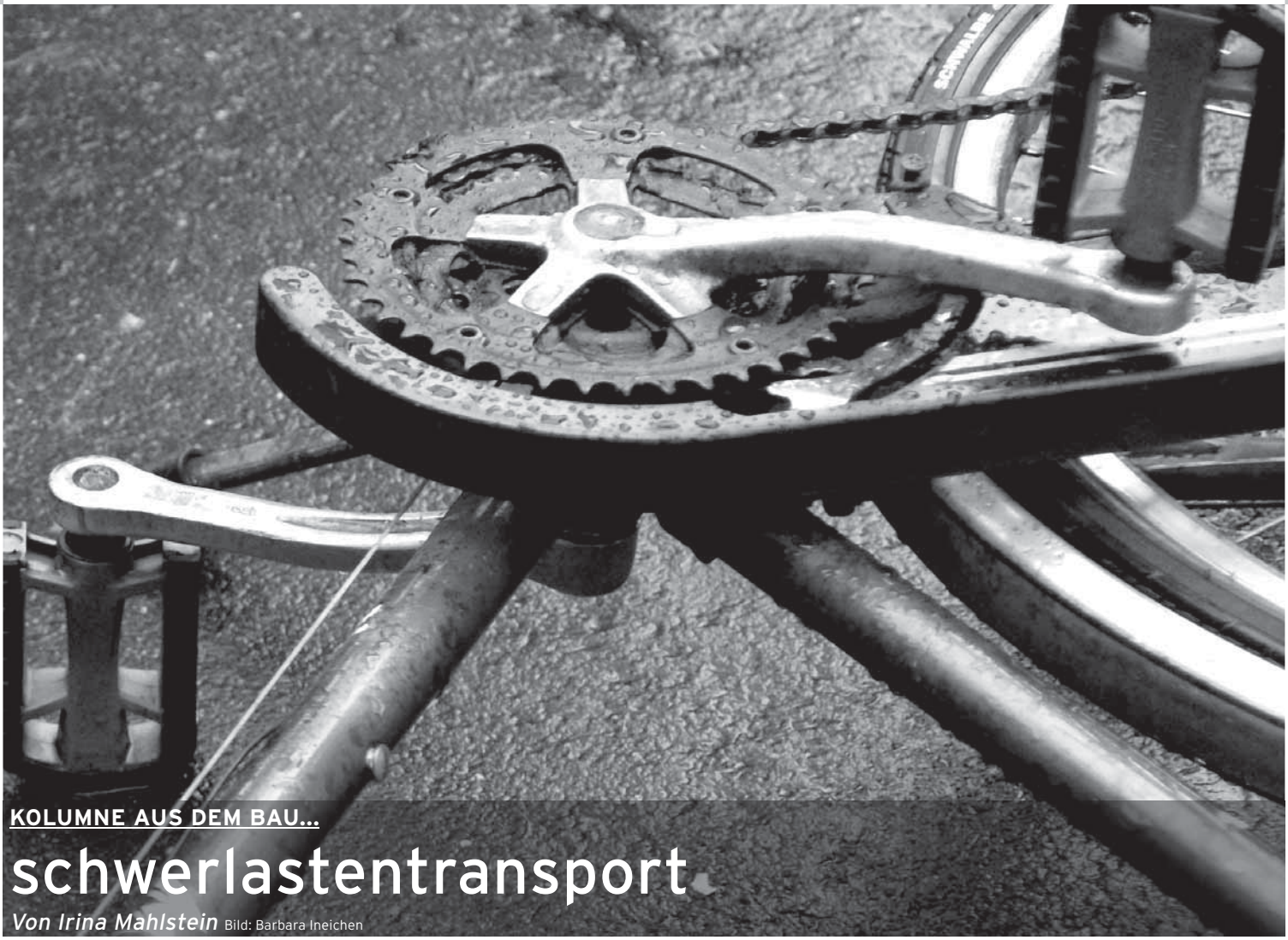
Geld und Co. Die Benutzung des Internets war nicht nur selten zu bewerkstelligen, sondern auch ziemlich teuer. 60 Minuten im Netz kosteten 8 CUC in meinem Hotel. Im Nachbarhotel lediglich 6 CUC für die gleiche Zeit, doch dafür war das Internet dort sooooo langsam, dass sich die 8 CUC in meinem Hotel längstens wieder lohnten. CUC bedeutet übrigens «Peso Convertible» und ist eine von zwei kubanischen Landeswährungen. Die zweite Währung nennt sich «Peso Cubano». Aber wie viel ist das Geld wert? Eine kurze Rechenanleitung tut hier Not:

1 CUC war zu meiner Inselzeit etwas teurer als 1 Euro. Damit erscheinen die 8 CUC fürs Internet in einem ganz anderen Licht, nicht wahr? Jedenfalls ist der Peso Convertible allgemein auch als die Touristen-Währung bekannt, denn normalerweise schlagen sich Touris nicht mit Peso Cubanos rum, und das aus einem einfachen Grund: 1 Peso Cubano ungefähr einen 24stel eines CUC wert, also 24 mal schwächer als die Touri-Währung. Das Triste an den zwei Währungen ist aber nicht in erster Linie der krasse Wertunterschied, sondern der Fakt, dass die meisten Kubaner in Peso Cubanos bezahlt werden. Die meisten heisst, all diejenigen, die nicht in irgendeiner Weise mit Touristen zu tun haben. Und auch die bekommen lediglich einen kleinen Lohnanteil in CUC ausbezahlt. CUC in der Hand zu haben bedeutet, dass man sich auch an den Orten aufhalten kann, wo sich Touristen tummeln und dort einkaufen kann, wo nur CUC akzeptiert werden. Es bedeutet: Nicht eingeschränkt zu sein. Im Klartext symbolisiert der Peso Cubano nur eine weitere Art der Unterdrückung und Diskriminierung des eigenen Volkes.

Der offizielle Lohn eines Taxifahrers beträgt ungefähr 10 CUC pro Monat. Ein Ingenieur verdient rund 25 CUC. Als ich diese Summen zum ersten Mal hörte, war ich geschockt. Wie soll das denn gehen, nach all den Preisen, die mir auf meiner Reise begegneten. Doch die Kubaner schaffen es. Irgendwie.

Des Kubaners täglich Brot Wie also überleben die Kubaner? Genau weiss ich es auch nicht. Es sind Überlebenskünstler, ohne Zweifel. Sie müssen es sein, denn wenn ich zum Beispiel die Preise im grossen Supermarkt als Referenz nehme, dann wäre der Lohn eines Taxifahrers an einem Tag hin. Und dabei hätte ich wohl mit Müh und Not Essen für eine knappe Woche eingekauft. Und übrigens konnte auch in diesem aldi-ähnlichen «supermercado» nur in CUC bezahlt werden. Mit der Zeit habe ich jedoch mitbekommen, dass es bestimmte Läden gibt, in denen wiederum nur mit Peso Cubanos bezahlt werden kann. So auch in einer kleinen Bäckerei, einer «Panadería», in der Nähe meiner Spanischschule. Als ich den Laden zum ersten Mal betrat, musste ich mich beherrschen, um nicht ein völlig verwundertes und ungläubiges «Hä?» von mir zu geben. Die Regale waren grösstenteils leer und das, was es zu kaufen gab, sah so ziemlich alles gleich aus. Kurz flackerte das Bild eines vollgestopften Migrosregals vor meinen Augen auf, verschwand aber gleich wieder. Doch das war nicht das einzig Fremde, das mir begegnete: In diesem Laden wurde gegen Vorzeigen eines kleinen Büchleins staatliches Brot abgegeben. Dieses Brot hatte die Form unseres Königskuchens, zumindest von einem der Teile. Es war weiss und weich. Neben dem staatlichen Brot gab es noch das nicht-staatliche. Der einzige Unterschied, den ich feststellen konnte, war, dass das eine weiss und das andere gelb war. Neben Brot lagen noch verschiedene Kuchen in den Regalen. Flache und hohe. Auch die waren gelb. Bei meinem ersten Besuch entschied ich mich für einen der flachen (unserer Wähe ähnlich). Dafür zahlte ich 20 Peso Cubano (also nicht einmal 1 CUC). Ich hatte keine Ahnung, womit ich mir da wenig später den Magen voll schlagen würde. Es stellte sich aber heraus, dass er äusserst lecker war. Aussen irgendein Teig, innen gefüllt mit einer leckeren Guavemasse. Freudig über meine schmackhafte Entdeckung, eilte ich am nächsten Tag wieder in die Panadería, doch meinen flachen Kuchen gab's nicht mehr.

So lernte ich sehr schnell eines der wichtigsten Gesetze in Fidels Reich: Heute gibt es ein Produkt, morgen nicht. Das ist einfach so. So einfach ist das.



KOLUMNE AUS DEM BAU...

schwerlastentransport

Von Irina Mahlstein Bild: Barbara Ineichen

■ Sonntagabende sind etwas Wunderbares, wenn man sie schön in Ruhe zu Hause verbringen kann. Dieses Mal besteige ich aber mit drei schweren Taschen den Bus, glücklich, einen Sitzplatz zu erspähen, steure zielstrebig auf ihn zu und quetsche mich mit Mühe neben die ältere, zeitungslesende Dame. Dabei gelingt es mir nicht ganz, meine Taschen kontrolliert zu manövrieren und stosse unbeabsichtigt an ihre Schulter. Die Dame starrt mich mit wütenden Augen an und murmelt, ich solle doch die Taschen vorher ablegen und mich dann hinsetzen. Überrascht über so viel Unverständnis für meine offensichtlich schwierige Situation erwidere ich, dass ich dies gerne gemacht hätte, wenn ich drei Hände hätte, und ich fände es eine Frechheit, dass sie mir nicht mehr Verständnis entgegenbringe. Das hätte ich besser nicht gesagt. Damit war der Grundstein für eine hässliche Wortschlacht gelegt. Sie nennt mich daraufhin ein junges Tüpfi, welches nicht weiss, wie man sich zu benehmen hat. Ich meinerseits bezeichne sie als alte, eingebildete Dame, welche man nur mit Seidenhandschuhen anfassen darf. Und so ging es weiter bis zum Albisriederplatz, wo die Dame den Bus verliess.

Ein andermal, als ich wieder am Sonntagabend schwer beladen den Heimweg antreten musste, beschloss ich, dies mit der Emma zu tun. Damit würde mir ein ähnlich hässliches Busintermezzo bestimmt erspart. Ich stand also vor der Herausforderung, mit Emma und einer kaum vorstellbar schweren Tasche den langen Weg zwischen Bahnhof und meinem ersehnten Zuhause unter die Räder zu nehmen. Zwanzig Meter nach dem Losfahren kippt mir die ganze Ladung schon schier runter. Durch notfallmässiges Händefuchteln und gefährliche Rettungsaktionen mitten auf der Strasse krieg ich es gerade noch hin, alles im Gleichgewicht zu halten. Hinter der Kaserne wird Emma durch ein Auto ausgebremst und ich bin gezwungen, vom Fahrrad zu steigen, mit mir die Tasche mit dem Waschpulver, Mehl, Zucker (ja, ich liebe es, Weihnachtskekse zu backen, und ich backe tolle Kekse) und allerhand anderem Krimskrams. Da ein paar Missetäter meiner besten Emma den Ständer abgebrochen haben, sah ich mich gezwungen, mit einer Hand die Emma balancieren, mit der anderen die immer noch unglaublich schwere Tasche und die herausgepurzelten Dinge von der Strasse zusammen zu kratzen (hab vergessen zu erwähnen, dass ich gerade links abbiegen wollte, das heisst, mein Krimskrams lag wirklich MITTEN auf der Strasse).

Einen total überforderten Eindruck machend, kam mir eine rauchende, mit schwarzen, nach hinten geklebten Haaren, etwa um die Dreissig, Fahrrad fahrende Frau zu Hilfe. Natürlich total froh über jegliche Hilfe, da alleine absolut unfähig die Situation zu meistern, war ich allerdings ebenso überfordert mit der fast aggressiv aufdringlichen Hilfeleistung, die mir mitten auf dunkler Strasse angeboten wurde. Ganz selbstverständlich krallt sie sich meine Sachen, stopft sie in die Tasche, klammert sich an Emma, positioniert das Körbchen neu, lässt mich meine nach wie vor unglaublich schwere Tasche aufladen, schnappt sich meine Fahrradschloss und wickelt es einige Male um die Laschen meiner Tasche, bevor sie es zuschnappen lässt mit der Begründung, dass jetzt nichts mehr rausfallen könne, da die Tasche ja nun abgeschlossen sei. Ich starre erstaunt auf das Mehl und Waschpulver, welche munter aus der Tasche herauslugen, und frage mich, wie nun diese Logik funktionieren soll.

Und damit rauscht meine Helferin auf ihrem Fahrrad davon und ich steh wieder alleine mitten auf der Strasse. Ich schiebe mich und Emma an und düse weiter, in der Hoffnung, dieses Mal die Kontrolle nicht mehr zu verlieren. Gott sei Dank habe ich vergessen, die Eier einzukaufen. Das wäre ja lustig gewesen, dieses Geschlabbere mitten auf der Strasse und in meiner Tasche. Manchmal meint es das Schicksal eben doch gut. Ich glaube, 2009 wird ein gutes Jahr, ein sehr gutes sogar.

modern

English National Ballet, Northern Ballet Theatre, das Luzerner Theater und das Stadttheater Bern sind die Orte, an denen Abigail Cowen ihre professionelle Bühnenerfahrung gewonnen hat. Erfahrung, die sie in ihren Modernstunden in Form von Technik, Musikalität, Herausforderung und vor allem Freude einbringen wird.

Modern M / F
Dienstag 20.15 - 21.30

abigail cowen
mobile 076 462 83 69
abic@gmx.ch

tanzschule kreutzberg kirchenfeldstrasse 70 3005 bern tel 031 352 77 67
www.tanzschulekreutzberg.ch

Alther&Zingg

Ein filosofisches Gespräch:

«Vernunft wird durch Fragen belästigt, welche sie sich selber stellen kann und muss, die aber ihr Vermögen zur Beantwortung übersteigen.»

Immanuel Kant 1781

Mittwoch, 28. Januar 2009 // 19:15 h
tonus-Musikkeller, Kramgasse 10, 3011 Bern

interwerk gmbh
Kulturmanagement | Consulting

Sandrainstrasse 3 | CH-3007 Bern
Telefon +41(0)31 318 6050
Email info@interwerk.ch
www.interwerk.ch

Kommunikationskultur in der Kulturkommunikation

Sparen Sie nie bei der Werbung!

Lieber beim Druck.

99.-
500 Exemplare Karten/Flyer A6

DruckEinfach.ch

Einfach sparen.

KOLUMNE

lichtresten

Von Isabelle Haklar

■ Kerzen: Vor, an und kurz nach Weihnachten haben sie Hochsaison. In rot, silber, mit Ornamenten oder Goldstaub verziert, als Schwimm-, Rechaud- oder Tannenbaumkerzen von individueller Brenndauer; abhängig von Form, Grösse und dem zur Verfügung stehenden Budget.

Vor Weihnachten im Tannengeäst auf dem Fenstersims drapiert, an Weihnachten als Brandursache Nummer Eins im Tannengeäst und nach Weihnachten überall dort, wo sie vor und während der Festtage noch nicht ganz niedergebrannt sind.

Ein Phänomen, dem auch ich stets zum Opfer falle – um ehrlich zu sein, gerne zum Opfer falle. Es sei denn, die Kerzen sondern einen Vanille-, Zimt-, Orangen- oder ähnlichen Duft ab. Denn ich bin auch sonst kein Freund von Raumdeos, Räucherstäbchen oder Duftlämpchen. Alles, was ich von Kerzen will, ist ein klein wenig Stimmungslicht, das mich über die dunkle Jahreszeit hinwegtröstet, ohne mich mit künstlichen Aromastoffen zu beduseln oder mein Zuhause in eine Esoterik-Höhle zu verwandeln.

Ein weiteres Phänomen, dem ich gezwungenermassen zum Opfer falle, sind die entstehenden Reste. Mit Resten meine ich die Kerzenwachsmasse, die, wenn die maximale Brenndauer einmal erreicht ist, im Glasschälchen, Tontiegelchen oder Alubehälter zurückbleibt. Klümpchen, mit welchen, täte ich sie Jahr für Jahr einschmelzen, ich vor, an und kurz nach Weihnachten gutes Geld machen könnte. Gut, das Ganze wäre mit etwas Aufwand verbunden, das gebe ich zu. Und wenn ich an all meine selbst gezogenen, liebevoll gestalteten Kerzen von anno dazumal denke, kommen mir Zweifel, ob es sich wirklich lohnen würde, mein drittes, spartanisch eingerichtete Zimmer temporär zu einer kleinen Kerzenboutique um zu funktionieren. So werfe ich wacker jedes Jahr in etwa fast dieselbe Menge an Wachs weg wie gekauft. Mülleimer auf, Reste rein, angezündet sei das Geschwisterlein der bereits Niedergebrannten. Nicht tragisch, denn eine Kerze hat beim Kauf so an die elf Geschwisterchen, da kann man mit Wegwerfen ruhig generös sein.

Vermehrt drängt sich mir jedoch die Frage auf, ob es für all den Restwachs mittlerweile auch einen öffentlichen Schlund gibt, der diesen schluckt? Oder, ob es in den Läden gar Sammelstellen gibt, wie für die bunten Kaffee-Kapseln, für die der zusehends ergrauende, jedoch nicht minder smarte Dr. Douglas Ross – es leben die Ärzte vor Dr. House& Co – Werbung betreibt? Hm.

Schulen, das weiss ich, sind dankbare Resten-Endlager und Verwerter; so auch von nicht geschmolzenem Wachs. Denn auch in der heutigen Zeit versuchen sich Schulkinder immer wieder mit Freude im Ziehen von Kerzen, da die Köpfe der jungen vorweihnachtlichen Bastler zum Glück noch frei von Gedankengut Erwachsener à la «C'est le geste qui compte» sind.

In dem Sinne: Fiat Lux, alle Jahre wieder.

INSOMNIA

DER GROSSE SCHNEE

Von Eva Pfirter

■ Die stillsten Nächte überhaupt sind die Nächte, in denen es schneit. Der weisse Flaum verschluckt den Lärm vorbeifahrender Autos, saugt Menschenschritte quietschend in sich auf und legt einen unsichtbaren Zauber über die Welt. Seit ich klein war habe ich mir immer gewünscht, dass es einmal schneit, bis die Busse und Autos stillstehen, die Strassen unter Bergen von Schneehaufen versinken und wir uns nur noch per Schlitten fortbewegen können. Bisher ist es leider noch nicht so weit gekommen. Irgendwann gewannen im Dezember die wärmenden Autoabgase wieder Oberhand gegen Frau Holle, schmolzen Eis und Schnee fort und machten den ewig grauen Asphalt sichtbar. Doch auf den Trottoirs herrschte weiterhin ein Rutschparadies, der Schnee wölbte sich in Hügeln auf den Gehsteigen und ohne Gore-Tex-Wanderschuhe höchster Güteklasse holte man sich nach einigen Metern mit garantierter Sicherheit einen oder zwei nasse Füsse – falls sie denn überhaupt ganz blieben. Und erst die Velostreifen! Ja, lieber Herr Tschäppät, es macht sich nicht besonders für eine Hauptstadt, wenn plötzlich die Quote von toten Velofahrern in die Höhe schnellt, weil sich Autokolonnen bilden, hinter den sich langsam fortbewegenden, einsamen Velofahrern, die mitten auf der Strasse fahren müssen, da der rechte Streifen einem Gletscher gleicht. Es schien mir, die bernischen Schnee-Putzauteli hätten ausserhalb der Altstadt halt gemacht. Vielleicht sind die Fahrer einen Kaffee trinken gegangen, anstatt den Beaumont zu putzen? Italienische Verhältnisse, liebe rot-grüne Stadtregierung – auch ohne Kaffee. Man könnte fast meinen, Bern habe vergessen, dass es in unmittelbarer Nähe der Alpen liegt. Als wäre es Mexiko-City, versanken Velostreifen und Trottoir unter der weissen Masse und die städtische Administration schien nichts anderes zu tun, als auf die erlösende Kraft der Sonne zu warten. Schon einmal etwas von Putzen gehört? Und dann salzen, Kies streuen? Im Basler Jura ist man besser gewappnet als im alpennahen Bern! Wie leid taten mir die älteren Menschen, die unsicher einen Fuss vor den anderen setzten. Einmal sogar halfen wir einer verzweifelten alten Frau über die Strasse, da sie aus eigener Kraft schlicht den Schneeberg am Trottoirrand nicht überwinden konnte. Vom Eisfeld auf der Strasse einmal ganz zu schweigen.

Inzwischen haben Föhn und Regen Strasse und Trottoir geputzt. Doch der nächste grosse Schnee kommt bestimmt. Hoffentlich hat Tschäppät dann einen «Plan für Bern».

Literatur

Bachmann, Ingeborg/Celan, Paul: Herzzeit – Briefwechsel. Hrsg. und kommentiert von Betrand Badiou, Hans Höller, Andrea Stoll und Barbara Wiedemann. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main, 2008. 375 Seiten. ISBN 978-3-518-42033-1.

Im Wandel der Zeit
Ingeborg Bachmann/Paul Celan: Herzzeit – Briefwechsel.

■ Unterschiedlicher hätte ihre Herkunft kaum sein können: Sie, Philosophiestudentin und Tochter eines frühen Mitglieds der NSDAP, er, ein deutschsprachiger Jude, der beide Eltern im KZ verloren hatte. Und dennoch müssen es mitunter diese Gegensätze gewesen sein, welche eine Liebe, die der Wirklichkeit vor allem in eben diesen Briefen zu trotzen vermochte, erst ermöglichte. Briefe, die zwei Jahrzehnte umfassen, Briefe, die oftmals nicht an deren Adressaten gelangten, die überarbeitet wurden, deren Bemühungen, deren Ringen um die richtige Sprache, welche auch das dichterische Schaffen der beiden Autoren kennzeichnen, hier nun offenbar werden. Briefe auch, welche sich nicht nur auf Bachmann und Celan erstreckten, sondern ebenso deren Partner Max Frisch und Gisèle Celan-Lestrange miteinbezogen haben.

Schien in den ersten Jahren des Briefwechsels noch Ingeborg Bachmann die Werbende zu sein, diejenige, die den Briefen Celans entgegenfieberte, manchmal nur Briefe schrieb, um selbst wieder einige Zeilen ihres Geliebten in den Händen halten zu können, veränderte sich diese Beziehung über die Jahre. In den fünfziger Jahren war es nun vielmehr Celan, welcher die Rolle eines Bittstellers einnahm. Dies nicht nur als Liebender, sondern auch als ein vom Literaturbetrieb Enttäuschter. Nicht allein die Goll-Affäre machte ihm zu schaffen, auch die Kritik an seinen Werken ganz allgemein. Hier erhoffte er sich von seiner Ingeborg, deren Geist ihm so nahe war, Unterstützung. Eben diese Unterstützung wurde ihm von Bachmann jedoch nicht immer gewährt.

Die beiden Dichter, deren Namen oft in einem Zug als die massgebenden für ihre Dichtergeneration genannt werden, haben ihrer Liebe hier ein einzigartiges Denkmal gesetzt, welches, anders als ihre literarischen Werke, nicht nach Spuren eben dieser Liebe gelesen werden muss, sondern diese immer wieder beim Namen nennt. Sie haben ihrer Liebe kein Grab geschaffen, ihr vielmehr einen Ort gegeben, wo sie über den Tod hinaus weiterleben soll. (sw)

Cameron, Peter: Du wirst schon noch sehen wozu es gut ist. Roman. Aus dem Amerikanischen von Stefanie Kremer. Knaus. München, 2008. 251 Seiten. ISBN 978-3-8135-0308-1.

Werden wir jemals erwachsen?
Peter Cameron: Du wirst schon noch sehen wozu es gut ist. Roman.

■ Peter Camerons neuester Roman evoziert jene Bilder, welche an das New York des guten alten Woody Allen erinnern. Der achtzehnjährige James, Sohn einer Galeristin auf Selbstfindungstrip und eines erfolgreichen Anwalts, geschieden, steht aus seiner Sicht vor der grossen Entscheidung seines Lebens: Soll er aufs College gehen oder nicht? Obwohl bereits von der renommierten Brown angenommen, liebäugelt der Sonderling anstelle der College-Ausbildung mit einem Hauskauf im Mittleren Westen, überzeugt, sich alles Nützliche auch durch die Lektüre der schönen Literatur aneignen zu können.

Der Konfrontation mit Menschen seines Alters grundsätzlich abgeneigt, scheint ihm der einzige Ausweg aus dem «Amerikanischen Klassenzimmer», einem Förderprogramm für zwei begabte Jugendliche aus jedem Bundesstaat, die Flucht in ein überteuertes Hotel. Von der Polizei aufgegriffen und in die Obhut seiner Eltern entlassen, soll er fortan mit Hilfe einer Psychiaterin sein Leben ordnen und lernen, glücklicher zu werden.

Kommt es in den ersten Sitzungen mit Dr. Adler zu einem Schlagabtausch - James fühlt sich nur vom Galeriemitarbeiter seiner Mutter, dem schwarzen Homosexuellen John sowie seiner Grossmutter Nanette verstanden -, werden die Therapiegespräche zunehmend intensiver. Inwiefern dies auf den Therapieerfolg oder die natürliche Entwicklung von James zurückzuführen ist, sei dahingestellt.

Cameron zeichnet den Charakter des frühreifen Adoleszenten James, der das Erwachsenenleben am liebsten überspringen möchte, mit viel Humor. Einmal mehr macht der Autor in seinem neuesten Werk deutlich, dass wir alle lediglich Kinder in Erwachsenenkörpern sind, die stets von Neuem an das Versprechen auf ein besseres Leben glauben. (sw)

Gellhorn, Martha: Das Wetter in Afrika. Novellen. Deutsch von Miriam Mandelkow. Dörlemann Verlag AG. Zürich, 2008. 284 Seiten. ISBN 978-3-908777-46-5.

Diesseits von Afrika
Martha Gellhorn: Das Wetter in Afrika. Novellen.

■ Martha Gellhorn, welche im letzten Jahr ihren 100-jährigen Geburtstag hätte feiern können, eine Wegbegleiterin Hemingways, die diesem 1937 in den Spanischen Bürgerkrieg folgte, ist im deutschsprachigen Raum eher unbekannt. Zu Unrecht, wie die drei vorliegenden Novellen vor Augen führen. Wie kaum eine andere Autorin zeichnet sie, oft humorvoll, das Leben der Kolonialisten vor und nach dem Ende des Commonwealth nach. Und wer kann sich die Memsahibs an der Seite ihrer vom Wetter gegerbten Männer nicht vorstellen, die mit teilweise ans groteske grenzender Überheblichkeit ihr Hauspersonal herumkommandieren.

Immer wieder sind es die Aussenseiter, welche im Zentrum von Gellhorns Geschichten stehen: Die unscheinbare Mary Ann, die stets im Schatten ihrer schönen Schwester Jane steht, und schlussendlich doch als Glücksmarie ihren Märchenprinzen, einen verheirateten englischen Botaniker, findet. Auch Ian Paynter, ein junger vom Krieg gezeichneter Engländer, der unter der Sonne Afrikas das ganz grosse Glück in Form einer Farm findet, welches zwar zeitweilig durch seine unglückliche Ehe mit der realitätsfernen Grace getrübt wird, das sich aber zu guter Letzt an der Seite seiner Adoptivtochter Zena doch noch zu seiner vollen Grösse entfalten kann.

Beide Novellen sind fesselnd geschrieben, nichtsdestotrotz bricht ihr jeweils doch etwas gar schmalziges Finale die kritischen Ansätze der Erzählungen.

Die Novelle «Am Meer» hingegen, in der Mitte angesiedelt, fällt diesbezüglich etwas aus dem Rahmen und endet sogar mit dem Tod der Protagonistin. Sind die beiden einrahmenden Novellen «Auf dem Berg» und «Im Hochland» trotz der Beschreibungen tragischer Ereignisse durch ihren heiteren Ton gekennzeichnet, herrscht bereits auf den ersten Seiten von «Am Meer» eine deutlich gedämpftere Stimmung. Gerne folgen wir jedoch der Autorin dank ihrer überaus bildhaften Sprache auch in die dunkleren Gefilde Afrikas. (sw)

VORLESE

buchempfehlungen zur agenda 2009

Von Christoph Simon

■ Wenn regsame Katholiken die päpstliche Enzyklika zur Vorbereitung auf Weihnachten gelesen haben, um «die Schönheit und Tiefe der christlichen Hoffnung wiederzuentdecken» (Josef Ratzinger), dann wollen wir – regsame Kulturinteressierte – uns im neuen Jahr mit all den anderen bedeutungsvollen Büchern auf all die anderen bedeutungsvollen Termine vorbereiten, die uns Einblick in Vielfalt und Tiefe des abendländischen Lebens verheissen.

Unser erster Termin: Im Januar, an der Uni Freiburg. Nicht nur potentielle Scheininvalide, Abzocker, pädophile Lehrer und Mittelstandseltern, die subventionierte Krippenplätze in Anspruch nehmen, mögen sich für die Veranstaltung der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie zum Thema «Missbrauch in Wirtschaft, Staat und Gesellschaft» erwärmen. Zur Einstimmung sei empfohlen: «Das Handbuch der Steuerhinterziehung» von Franz Konz.

Zu Suppe und Generalversammlung trifft sich im Februar der Metzgerei-Personalverband, Sektion Schaffhausen. Gäste, die «Der Metzger muss nachsitzen» von Thomas Raab oder «Hausschlachten» von Bernhard Gahm gelesen haben, dürften in Schaffhausen besonders herzlich willkommen sein.

Am zweiten März-Wochenende in Chur lernt die Wirbelsäulentherapie nach Dorn und Breuss umso besser, wer die «Biomechanik der Wirbelsäule» von Paul Klein und Peter Sommerfeld gemarkert hat und beim abendlichen Besser-Kennenlernen Omas Hausrezepte aus Angela von Büdingens «Natürliche Hilfe für den Rücken» zur Diskussion stellen kann.

«Die Natur spricht zu uns, indem sie schweigt.» Bevor man sich über Pfingsten in der Villa Unspunnen in Wilderswil versammelt, um der «grossen, lebendigen Symphonie» der Natur ein Resonanzkörper zu werden, lesen wir «Gefangen in der Schweigepflicht» von Gerhard Paersch.

Der Gartenrotschwanz ist der «Vogel des Jahres 2009» des Vogelschutzverbandes des Kantons Solothurn. Was liegt näher, als sich zur kantonalen Exkursion in Mümliswil-Ramiswil am 17. Mai mit Heinz Menzels «Der Gartenrotschwanz» in Brutpflege, Nahrungserwerb und Zugverhalten des Jahresvogels einzulesen?

Zur Europäischen Gehörlosen-Schachklubmeisterschaft im Juni in Hamburg bereiten sich «Höristaner» vor mit dem Reiseführer «Durchs wilde Gehörlosistan» von Inge Blatter-Meiboom.

Im Juni und Juli gibt es in Trubschachen im Hotel Bahnhof leider keine Konzerte des Ländlerfründe-Vereins. Die Sommerpause nutzen Freunde der Heimatmusik mit den Schriften «Punk Rocker sind auch nur Väter» von Jim Lindberg und «Ich war nicht immer Alphornbläser» von Lorenz Schwarz.

Im Oktober, immer Dienstag um halbacht, trainiert die Feuerwehr Baar ihre Grossfahrzeuge. Wer als Laie einem professionellen Brandbekämpfer den Schlauch entreisst, die Drehleiter erklettert und nicht nur in die richtige Richtung wässert, sondern auch aus Ralf Butschkows «Ich hab einen Freund, der ist Feuerwehrmann» lautstark zu zitieren weiss, fährt als Held mit in die Wache zurück, vorgemerkt für den Notfall.

Mag James Bond auch ein alter Hut sein, gilt es doch, im November die Konzerte des «Chor im Breitsch» in Bern nicht zu verpassen. Das Triumvirat Hügli-Vatter-Hügli dirigiert den vielstimmigen Chor durch die zeitlosen Bond-Titelsongs von Shirley Bassey bis Harket-Waaktaar-Furuholmen. Zu lesen ist vorgängig «Mr. Kiss Kiss Bang Bang: Die Geschichte der James-Bond-Filmmusiken» von Siegfried Tesche.

Dies nur eine kleine Auswahl der unzähligen Anlässe zur Schärfung des Geistes, zur Stärkung der Sinne, zur Weitung der Seele, die dem Kulturinteressierten 2009 offenstehen. Von Baar bis Wilderswil erreicht uns der Ruf: «Willkommen, regsamer Kulturinteressierter, trete ein!». Bereiten wir uns vor und folgen wir den Einladungen, bevor wir uns von Neuem zum schönen und tiefen Weihnachtsfonduechinoise niederlassen.

FILOSOFENECKE

Vernunft wird durch Fragen belästigt, welche sie sich selber stellen kann und muss, die aber ihr Vermögen zur Beantwortung übersteigen.
Immanuel Kant 1781

Vernunft ist unvernünftig. Vernünftig wäre, Fragen, welche keine gültige Antwort erbringen, aus dem Weg zu gehen. Kant meint, Vernunft kann nicht anders, muss sich dem stellen, an dem sie scheitert. Voraussetzung ist die Fähigkeit unseres Verstands, der den Stuhl als Stuhl und den Tisch als Tisch erkennt und korrekt, das heisst der sprachlichen Abmachung entsprechend, benennt. Wie aber kommt der Stuhl zum Tisch? Nur so entsteht die sinnvolle Funktion zwischen Dingen und Lebensalltag. Da ist die Leistung der Vernunft gefragt. Vernunft macht Sinn und zweifelt daran. Zwar ist sie bemüht, in der Argumentation mit logisch stichhaltiger Begründung der Wahrheit zu dienen – gleichzeitig erkennt sie den unüberwindbaren Widerspruch zwischen einer Aussage und dem Besagten. Wo Wahrheit zur Vermutung wird, entzieht sie sich den Möglichkeiten der Vernunft.

Das Instrument der Vernunft ist die Logik – die Kunst des «richtigen» Denkens. Logik ist eine formale Grösse, sie zeigt uns, wie zu denken, aber nicht was zu denken ist.

Unser vernunftmässiges Denken vollzieht sich in Begriffen. Wie kommen wir zu kommunizierbaren und verbindlichen Begriffen: Durch Definitionen. Sie müssen einerseits den einzelnen «Gegenstand» mit einem allgemeinen Kennzeichen in Verbindung bringen: Der Mensch ist ein Lebewesen. Dazu muss sie ein die Besonderheit zu anderen Lebewesen trennendes Merkmal einbringen: Der Mensch ist ein vernunftbegabtes Lebewesen.

In den Urteilen verknüpfen wir die definitorisch exakten Begriffen zu Aussagen: Diese Tulpe ist rot. Aus unseren Urteilen ziehen wir Schlüsse, den so genannten Syllogismus: Er besteht aus dem allgemeinen Obersatz – Alle Menschen sind sterblich; einem speziellen Untersatz - Kant ist ein Mensch; und der Folgerung – Also ist Kant sterblich.

Schlüsse verbinden wir zum Beweis, der logisch zwingenden Aussage aufgrund korrekter Begrifflichkeit, angewandt in Urteilen. Vom formalen Allgemeinen wird in der Logik also auf das empirisch Individuelle geschlossen. Allerdings unvernünftigerweise in der Praxis meist umgekehrt...

Alther & Zingg laden zum Gespräch: Mittwoch, 28. Januar 2009, 19:15h, Tonus Musikkeller an der Kramgasse 10, 1. Stock.

KOLUMNE

von oben kommt

von Peter J. Betts

■ Von oben kommt nur dann ein bisschen Gutes, wenn die unten ihr Äusserstes gegeben haben. Könnte nicht diese sarkastische Behauptung zu unumstösslichen Hierarchien fast von Bert Brecht stammen? Die Subsidiarität (gemäss Fischer Lexikon 1975) «ist ein naturrechtlich abgeleitetes Prinzip der katholischen Soziallehre, nach dem kleinere Gemeinschaften (z. B. Familie, Gemeinde) von den grösseren Sozialgebilden (z. B. Staat, Verbände) unterstützt und ergänzt, aber nicht ersetzt werden sollen». Und dann wird man gleich auf den Begriff «Solidarismus» verwiesen. Und genau dort liegt wohl der Hund begraben. Subsidiarität ist mittlerweile auch ein Prinzip der Kulturförderungspolitik in der Schweiz. Wenn beispielsweise eine Schriftstellerin über lange Zeit neben ihrem «Brotberuf» (in dem natürlich ihr voller Einsatz erwartet wird) ihre Augen und den Rücken in eigener Mission, also dort, wo sie den Hauptberuf persönlich ortet, genügend mit Schreiberei geschwächt hat und dabei ein paar Werke entstanden sind, auf die eine städtische Literaturkommission aufmerksam geworden ist, möchte diese Kommission vielleicht der Frau einen Werkbeitrag vermitteln, damit sie ein paar Monate, während eines unbezahlten Urlaubes, ohne Geldsorgen am literarischen Meisterinnenwerk arbeiten kann. Zu Ehren der findigen Kommission, letztlich. Dass der Frau bisheriger Einsatz, der sich in Geld nicht beziffern lässt, selbstverständlich – nicht nur in puritanischer Sichtweise betrachtet – als Eigenleistung eingestuft wird, die unabdingbare Voraussetzung fürs Ganze, das vielleicht folgen wird, versteht sich von selbst. Aber halt: Sie wohnt ja in Allmendingen (beispielsweise) und nicht in der Stadt (natürlich werden ihre Bücher vor allem in der Kernstadt gelesen und kaum in der kleinen Hundertseelengemeinde in deren Nähe, die nicht einmal über ein «Kulturbudget» verfügt!); die Stadt «kann nicht vorangehen»! Man bearbeitet die Wohngemeinde – erfolgreich. Sie spricht einen Werkbeitrag von Fr. 500, also pro Kopf 5 Franken. Über die Höhe macht sich die Kommission lustig und spricht beispielsweise – subsidiär – Fr. 30'000: Pro Kopf etwa 25 Rappen. Jetzt sind die Voraussetzungen auch für den Kanton gegeben: Er spricht Fr. 30'500.- (pro Kopf noch sehr viel weniger). Subsidiarität: Unter bestimmten Voraussetzungen. Von oben nach unten. Immer. Ein göttliches Gesetz. Nur wenn die Stadt vorangeht, bezahlt auch der Kanton. Falls er will. Wenn die Stadt bezahlt, heisst das nämlich noch lange nicht, dass der Kanton das auch tun muss. Er kann. Wenn er will. Seine Souveränität und seine hierarchische Position sind heilig. Nun, in Deutschland etwa gibt es seit 1995 eine private Stiftung, sie wurde 1995 von Erich Fischer gegründet und ist als gemeinnützig anerkannt: Die «Internationale Stiftung zur Förderung von Kultur und Zivilisation» ist eine von rund 2'000 Stiftungen in Bayern. Die Verabschiedung des Privatstiftungsgesetzes auf Bundesebene im Jahr 1993 hat Privatpersonen die Einrichtung von Stiftungen für kulturelle und soziale Zwecke wesentlich erleichtert. Auf der Internetseite der Stiftung (www.internationalestiftung.de) finden Sie einen Gedanken Thomas Manns aus dem Jahr 1939, der die Stiftungsziele verdeutlicht: «Demokratie ist nichts anderes als der politische Aspekt des Geistes ... Ich sehe heute, dass sich der deutsche Bürger im Irrtum befand, als er glaubte, der Mensch könne kultiviert und unpolitisch sein.» Aussage eines Schriftstellers - mit Folgen. Offenbar hat Erich Fischer nachgedacht. Auch das mit Folgen. Ziele der Stiftung sind: 1. Die Förderung von Kunst und Kultur, hier vor allem auf dem Gebiet der Musik. Dies will die Stiftung «durch Aufführung vernachlässigter Kompositionen aller Epochen und die Aufführung von Bühnenwerken vernachlässigter Autoren, zum Beispiel die Aufführung von Rolf Hochhuths «Ärztinnen» in München sowie die allgemeine Förderung des Verständnisses von Kunstwerken und Künstlern, vor allem auf dem Gebiet der Musik» erreichen, lesen Sie in einer Broschüre der Stiftung: 2. Das Weiterentwickeln der Zivilisation, vor allem durch eine Humanisierung des Strafvollzugs. 3. Das Verbessern der Lebensbedingungen älterer Menschen. Die Intention der Stiftung wird durch das Stiftungslogo versinnbildlicht: Das Logo ist angelehnt an eine Skulptur im Garten Johann Wolfgang von Goethes in Weimar. Sie trägt den Namen «Stein zum guten Glück». Das Logo verbindet die Kugel als Symbol für die Unberechenbarkeit des Laufs des Glücks und den Kubus als Symbol für den Versuch, die Welt rational zu bewältigen. In dem Punkt, in dem sich beide berühren, verbindet sich das Utopische mit dem Notwendigen, das es zu verwirklichen und zu fördern gilt. Die Stiftung verbindet ihre Schwerpunkte in diversen Projekten. Wichtiger Bestandteil ist die Musik. In der Reihe «Musik am Nachmittag» sollen einander junge und alte Menschen begegnen. BerufsmusikerInnen sorgen für einen hohen Standard. «Toujours Mozart» bietet neben qualitativ hochwertigen Konzerten und der Förderung von Nachwuchsmusikern «Mozart für jedermann» in schönem Ambiente an verschiedenen Orten und zu günstigen Preisen – erschwinglich für ALLE. Damit will die Stiftung jenseits des etablierten Konzert- und Festspielbetriebs Menschen den Zugang zur Musik öffnen. «Musik statt kommunizieren» wendet sich an Schüler und will die Lust am selber Musizieren fördern. Ein anderer Ansatz ist «Schach für Schüler»: Das Projekt will jungen Menschen (und, wie Sie unten sehen: auch Strafgefangenen) Selbstvertrauen geben und soziale Kompetenz stärken: Die Fähigkeit, sich mit friedlichen Mitteln auseinander zu setzen. Projektleiter ist der internationale Meister und Pädagoge Winfried Taeger. Besondere Aufmerksamkeit erlangten die Projekte «Ausweg» und «Wegweiser». Die beiden Projekte sind Teil von Amnesty National. Unter diesem Begriff hat die Stiftung eine ganze Reihe von Massnahmen für straffällig gewordene Menschen initiiert. Ein Schwerpunkt zum Beispiel war «Musik hinter Gittern». Unter dem Motto «Amnesty National» hat die «Internationale Stiftung zur Förderung von Kultur und Zivilisation» drei Modellprojekte zum Thema «Neue Wege der Haftvermeidung» auf den Weg gebracht, und zwar in Kooperation mit den Justizministerien in Bayern, Mecklenburg-Vorpommern und Niedersachsen. Im Einzelnen handelt es sich um Projekte zur Schadenswiedergutmachung im Sinne eines «Täter-Opfer-Ausgleichs» (Bayern), zur Vermeidung und Verkürzung von Untersuchungshaft durch frühzeitige Strafverteidigung (Niedersachsen) sowie zur Vermeidung von Ersatzfreiheitsstrafen durch gemeinnützige Arbeit (Mecklenburg-Vorpommern). Weitere Aktivitäten wie eben zum Beispiel «Musik hinter Gittern» oder «Schach hinter Gittern» integrieren auch den Bereich «Kultur» in die «Amnesty-National»-Tätigkeiten. Unter dem Begriff «Amnesty National» subsumiert die Stiftung verschiedene Aktivitäten, die in Zusammenarbeit mit Landesjustizministerien und der VW-Stiftung durchgeführt wurden. Sie werden sich vielleicht fragen, was Schadenswiedergutmachung, Haftvermeidung und Strafvollzug mit Kultur zu tun haben. Die Antwort finden Sie, wenn Sie Kultur nicht als einen engen, auf die Vermittlung musischer Werte begrenzten Begriff definieren, sondern umfassender. Zu Kultur und Zivilisation gehört die Diskussion von ethischen und moralischen Fragen, die sich in den Projekten der Stiftung in praktischem Handeln realisiert. Ziel einer sinnvollen Kulturpolitik könnte sein, auch das Kulturschaffen im engeren Sinne, also alles, das mit den Künsten zu tun hat, in den Alltag zu integrieren. Und: Subsidiarität braucht, wie das Beispiel aus Deutschland zeigen mag, durchaus nichts mit gelebter Bürokratie oder mit Hierarchien zu tun zu haben.

CARTOON

www.fauser.ch

VON MENSCHEN UND MEDIEN

das mass aller dinge

Von Lukas Vogelsang - Über irritierendes Balzverhalten

■ Millionen, Milliarden, Billionen – kein Mensch kann sich in seinem kleinen Hirn solche Zahlen vorstellen, noch die Dimension fassen. Doch «Otto-Normalverbraucher» verhält sich, als rede er vom Restmünz in seiner Tasche, das zeigt sich bei Euromillionen-Diskussionen sehr schön.

Die Medien machen es vor: Masse ist gefragt, grösser und wilder denn je. Zum Schluss wird alles geschüttelt und gerührt und es weiss eigentlich kein Mensch mehr, wovon wir sprechen. Das Meiste von dem, was wir kaufen, kostet uns weniger als der vernünftige Herstellungspreis. Irgendwo muss die Kalkulation also einen Rechnungsfehler aufweisen. Nur glauben will das die Billiggesellschaft im Aktionsjanuar sicher nicht: Solche Aktionshäppchen wären aber grad das erste Warnsignal für eine Finanzkrise.

Es sind keine Relationen mehr möglich. Zahlen werden ohne zu reflektieren aneinander gereiht und uns an den Kopf geknallt. Wenn in Russland Gazprom den Gashahn für die Ukraine zudreht, wird in den Nachrichten nur über ein zu teures Angebot von Russland an die Ukraine geredet, nicht aber dessen Preisverhältnis zum Europapreis erwähnt. Natürlich spricht auch niemand über die Höhe der Gasschulden der Ukraine, die sich doch immerhin auf 2.1 Milliarden Dollar belief. Im Vergleich dazu: Die Telekommunikationsfirmen in der Schweiz drehen den Gesprächshahn bereits zehn Tage nach der ersten Mahnung zu. Egal ob sich die Schuld nur auf 50 Franken beläuft. Immerhin lernt so unsere Jugend den Umgang mit dem grossen Geld. Denn hätten unsere Vorgenerationen auch besser in kleinen Beträgen gelernt, als uns jetzt diese Unsummen unter dem Teppich wegzustehlen.

Sicher, auch Barack Obama hat im letzten Jahr viele Dimensionen gebrochen. Aber so richtig an diese Unzahlen gewöhnen kann man sich kaum – schon gar nicht, wenn das normale Einkommen ungefähr 0.00085 Prozent vom Schweizer Bankenhilfspaket entspricht. Genau, 70 Milliarden, oder eben 70-tausend Millionen, will unsere Politik den Banken ausleihen. Im Vergleich dazu: 6'749'371'000 Menschen leben auf dem Planeten. Auf der Suche nach Zahlen stiess ich im Internet auf folgende Schlagzeile (vom 25. November 2008): «Eine Million Tonnen Munition auf dem Meeresgrund. Nach Kriegsende (ca. 1949) wurde in der Nordsee massenhaft Munition entsorgt: Experten warnen vor einer Verseuchung. Das niedersächsische Umweltministerium spricht dagegen von Panikmache. Dabei ist bekannt, dass Kampfmittel nach 60 bis 70 Jahren im Meer zersetzt sind und ihr tödliches Gift ins Wasser strömt.» Igitt, mir ist nur noch schlecht. Ich will nicht wissen, wie es in anderen Ecken dieses Planeten aussieht. Der Hammer ist allerdings das Erdöl: Ab Januar 2009 werden pro Tag 25 Millionen Barrels, oder eben 19'875 Millionen Liter (ein Barrel = 159 Liter), produziert – und wohl auch verbraucht. Das ist eine Verpuffung von 1'450'875 Millionen Liter pro Jahr. Ich glaube, wir dürfen berechtigt von einem Ökokollaps reden und es ist auch kein Wunder, wenn das Eis schmilzt. Netter Vergleich: Ein Kinderschwimmbecken im Hallenbad braucht circa 350'000 Liter Wasser.

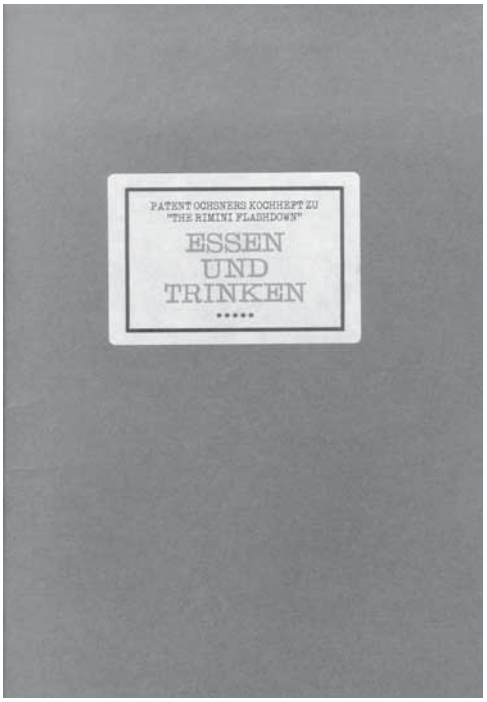
Aber diese Zahlen kommen schon einigermassen in die Region des amerikanischen Bankenhilfepakets (gefordert wurden 300 Milliarden), das geforderte Sozial-Sanierungspaket von 1 Billion Dollar von Barack Obama oder an die existierende Gesamtverschuldung der USA (ca. 10 Billionen – je nach Dollarkurs). Toll. Da ist der neue Bondfilm wirklich nur ein Klacks: Der hat allein am ersten Filmstartwochenende 70 Millionen Dollar eingespielt und gilt als der Kinohype vom 2008, der Film läuft seit November 08 noch immer in den Kinos.

Das Balzverhalten der Menschheit scheint schwer gestört. Seit zwei Jahren reden wir nur noch in Millionen und versuchen damit zu imponieren, dabei können wir diese nicht mal fassen. Früher, da guckte Mann noch in die Hose, hatte Würde und Stolz. Fassbar war das und real, hat imponiert und fasziniert. Doch von diesem Massstab geblieben ist nur noch die Hose.

PATENTIERTE REZEPTE NACH OCHSNER UND CO.

■ Gute Musik geht durch den Magen oder umgekehrt. So jedenfalls bei Patent Ochsner und Christian Siegenthaler. Während Büne Huber und seine Freunde im Studio rumtingeln, ist Christian für die logistische Versorgung der Bande beschäftigt. Und da er selber ein anspruchsvoller Gaumentänzer ist, wird hier als Mahlzeit nicht einfach Spaghetti mit einer Büchsensauce serviert. Die Leidenschaft der Musik und des Gaumens gehen Hand in Hand – Bühne Hubers freudige «Erregung» sei dabei nur am Rande erwähnt. Doch während «Rimini Flashdown» im Studio gemixt wurde, sammelten sich Rezepte und daraus ein Büchlein, welches die Phantasielosigkeit unseres Küchenalltags ebenso «erregen» kann wie die Patent Ochsners.

«Essen und Trinken» heisst das kleine Ding mit seinen 50 Seiten, gestaltet von Büne himself und Martin Albisetti, und kaufen kann man das nur über die Fanseite www.patentochsner.ch. (vl)



seit 1998

nur gute Musik

Wir haben keinen Computer für die Musikauswahl sondern FachjournalistInnen, Fans, Singer-Songwriter, Sammler, Nischenbeobachter, Sportredakteure, Verlags-Lektoren und Auslandkorrespondenten, die nur die neuen Platten besprechen, die sie für gut befunden haben. Diese zehn Mal jährlich erscheinende Sammlung von Empfehlungsschreiben ist für unsere AutorInnen auch eine Spielwiese und das merkt man den Texten an. Auch für viele treue AbonnentInnen ist LOOP seit zehn Jahren die letzte Oase in der Musikwüste, die sie nicht mehr missen möchten, selbst wenn sie im Ausland arbeiten. Zum Beispiel in Peking.

MUSIKZEITUNG Loop

www.loopzeitung.ch

ensuite im ABO

ZH 01/09

kulturmagazin

Sie wissen nicht mehr wohin? ensuite - kulturmagazin im ABO lässt Sie Monat für Monat Kultur und Kunst entdecken (inklusive die Beilage ***art*ensuite**)!

❑ Ausgabe **Bern** ❑ Ausgabe **Zürich**
❑ Abonnement je Stadt Fr. 77.00
❑ Abo für Studierende / AHV / IV Fr. 52.00

❑ Ich möchte ein Abo verschenken. Hier mein Name, Adresse und Wohnort:

.....

.....

Vorname .....

Name .....

Adresse .....

PLZ / Ort .....

E-Mail .....

.....
Datum / Ort / Unterschrift

Ein Abonnement ist ab Rechnungsdatum für ein Jahr gültig. **Ohne Kündigung wird es automatisch um ein Jahr verlängert.** Bitte beachten: Kündigungsfrist ist **2 Monate** vor Ablauf des Abonnements.

Ausschneiden und Einsenden an:
ensuite - kulturmagazin | Sandrainstrasse 3 | 3007 Bern | Tel. 031 318 60 50 | **www.ensuite.ch**